Wiener Stadt-Bibliothek

147364/2 T A

4430 b
A10

Emma Böhenff.

den 17. / 8 1847.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Der Wettlauf.

Erzählung 107.

II. Theil.

Die

frohen Abende

oder

Erzählungen eines Vaters

im

Kreise seiner Kinder

von

Jacob Glatz.

Zweytes Jahr.
Mit 10 illuminirten Kupfern.

Wien, bey Anton Doll.

T A 147.364

Sammlung
FRITZ BRUKNER

IN. 203.282

Der empfindliche Florian.

Warum weinst du, lieber Florian? fragte Luise ihren Bruder.

Florian sah die Schwester finster an, und gab auf ihre Frage kein Wort zur Antwort.

Armer Florian, sprach Luise, dir muß ein großer Unfall begegnet seyn — du siehst so finster, so mürrisch aus.

Pack dich fort von mir! schrie Florian unwillig. Ich glaube, du willst mich auch noch ärgern und quälen.

Lieber Himmel, versetzte Luise, mir fällt nichts weniger ein, als dich quälen zu wollen; ich nehme vielmehr herzlichen Antheil an deinem Leiden. —

Geh'! geh'! geh'! rief Florian. Ich mag dein Geschwätz nicht anhören! Mich finster — mürrisch zu nennen! Ich weiß es wohl, daß du mich damit nur necken und kränken willst.

Du irrst dich sehr, sprach Luise; aber ich will dir nicht länger zur Last fallen. Leb' wohl!

Mit diesen Worten entfernte sich die Schwester. Florian aber weinte fort.

Und was war die Ursache seines Weinens? — Florian war bey seiner Mutter gewesen. Diese hatte Besuch von zwey Freundinnen. Eine von ihnen machte die Bemerkung, daß Florian, seitdem sie ihn nicht gesehen habe, um vieles größer gewachsen sey. Die Mutter sagte dabey lächelnd und im Scherze: Es ist wahr, Florian wächst sehr stark, — ich meine in Rücksicht seines Körpers; es soll aber auch noch ein Wachsthum des Geistes geben —

Diese im Scherze gesprochenen Worte der Mutter mißfielen dem kleinen Sohne so sehr, daß er ein finstres Gesicht machte, zu weinen anfing und sich aus dem Zimmer entfernte.

Als Florian wieder zur Mutter kam, machte sie ihm über sein Betragen Vorstellungen. Ich habe mich deiner schämen müssen, mein Sohn, sprach sie.

Ein unschuldiger Scherz ist von dir gleich so übel aufgenommen worden, daß du all' deine Heiterkeit verlorst und zu weinen anfingst. Du bist so empfindlich, daß es schwer hält, mit dir umzugehen. Glaubst du wohl, daß dieß schön und recht ist? Man muß auf seine Ehre allerdings etwas halten; wenn man sich aber über jede unbedeutende Kleinigkeit sogleich ärgert, und keinen Scherz verstehet, so ist man ein empfindlicher Thor, dessen Umgang jeder Vernünftige vermeidet.

Es währte nicht lange, so bath Florian mehrere Knaben zu sich, und ging mit ihnen in den großen Garten seiner Aeltern. Hier schlug er ein Spiel vor. Einer von der Gesellschaft ließ die Worte fallen, das vorgeschlagene Spiel sey zu kindisch. Darüber wurde Florian so empfindlich, daß er verdrießlich ausrief: nun so spielt, was ihr wollt; ich will euch zusehen!

Die übrigen Knaben suchten ihn zu besänftigen. Wer wird denn aber auch gleich so empfindlich seyn! sagte der eine. Das setzte den reitzbaren Florian von neuem in Zorn. Ich habe euch nicht zu mir einladen lassen, sprach er, daß ihr mir vormoralisirt und mich beleidigt. Das verbitte ich mir.

Und wir sind nicht hieher gekommen, sprach einer von der Gesellschaft, um

uns von einem empfindlichen Menschen Grobheiten sagen und uns hudeln zu lassen. Adjeu, Monsieur Florian!

Nun erhoben sich alle Knaben und verließen den Garten.

Florians Empfindlichkeit erreichte nun den höchsten Grad, und er rief den Abgehenden nach: Glückliche Reise ihr Herren Grobiane! Ein ander Mahl bleibt mir hübsch vom Leibe.

So benahm sich Florian oft. Seine übertriebene Empfindlichkeit verleitete ihn zu manchen Handlungen, die nicht gebilligt werden konnten, machte ihm viele Feinde, und raubte ihm alle Ruhe und Zufriedenheit der Seele. Bey seiner Reitzbarkeit fand er überall Veranlassung, unwillig und mißvergnügt zu werden.

Florians große Empfindlichkeit zog ihm endlich sogar den Tod zu. Er wurde Soldat, und war bereits bis zum Feldwebel avancirt, als ihm eines Tages sein Oberster einen Verweis gab, den Florian nicht verdient zu haben glaubte. Statt diesen Verweis ruhig anzunehmen, murrte er darüber, und zeigte gegen den Obersten ein drohendes und beleidigendes Gesicht. Dieser befahl ihm, sich sogleich zu entfernen. Statt dieses zu thun, widersprach der empfindliche Florian dem Obersten und erlaubte sich tadelhafter Aeußerungen. Der Oberste befahl den um-

stehenden Soldaten, ihn zu greifen. Florian zog den Säbel und hieb um sich. Als der Oberster sich nahte, rief er ihm zu: er möchte nicht näher kommen, wenn ihm sein Leben lieb wäre.

Florian wurde endlich doch entwaffnet. Man hielt noch an diesem Tage Gericht über ihn, und verurtheilte ihn zum Tode. Eine Stunde darauf wurde er erschossen.

102.

Der Maulwurf.

Vater, sprach Hugo, als er über eine Wiese ging, und kleine aufgeworfene Hügel auf derselben erblickte, woher kommen diese Hügelchen?

Das sind Maulwurfshügel, antwortete der Vater. Es wirft sie ein Thier auf, welches gern unter der Erde lebt, und Maulwurf heißt.

Hugo ließ sich nun von dem Vater über dieses Thier mancherley erzählen. Er fragte, ob der Maulwurf groß, und von welcher Farbe er sey.

Der Maulwurf, sprach der Vater, ist größer als eine Maus, aber nicht so groß als eine Ratte. Er hat einen auffallend kurzen, und dabey schuppigen und haarigen Schwanz. Die Farbe dieses Thieres ist verschieden. Es gibt schwarze, graue, weiße und weißgefleckte Maulwürfe.

Etwas Unterscheidendes sind an diesem Thiere die Augen. Sie liegen an den Seiten des Kopfes, und gleichen glänzenden Pulverkörnchen. Da sie so winzig sind, und der Maulwurf von dem Tageslichte so sehr geblendet wird, daß er fast nichts sieht, so hat man lange Zeit hindurch geglaubt, dieses Thier sey ganz blind.

Der Maulwurf hat seine Wohnung unter der Erde. Sie besteht aus einem Gewölbe, das von Moos, Stroh, Mist, Gras, Laub und dünnen Wurzeln künstlich austapezirt und ohngefähr einen bis anderthalb Fuß groß ist. Damit sie gegen Ueberschwemmungen gesichert sey, liegt sie gewöhnlich auf einem etwas erhöheten Platze.

Solche Erdhaufen, die wir hier auf der Wiese sehen, wirft der Maulwurf besonders im Frühlinge und im Herbste auf.

Die Nahrung der Maulwürfe besteht in Wurzeln, Insekten, Würmern u. d. m. Regenwürmer, Mistkäfer und Maykäfer frißt er am liebsten, unter den Wurzeln aber die Sellerie-Wurzeln.

Der Maulwurf muß also wohl ein sehr schädliches Thier seyn, sprach Hugo, denn er durchwühlt Wiesen und Gärten, und frißt die Wurzeln von manchen Küchengewächsen weg, so daß diese nicht aufkommen können.

Du hast nicht ganz Unrecht, mein Sohn, antwortete der Vater, der Maulwurf ist in mancher Rücksicht ein schädliches Thier. Aber alles hat seine zwey Seiten. Laß uns nun auch sehen, welchen Nutzen der Maulwurf gewährt. Durch sein Durchwühlen der Erde macht er den Boden lockerer, so, daß das Regenwasser besser durchdringen kann, was von großem Nutzen ist. Die Erde, die er aufwirft, düngt den Boden sehr gut, wenn man sich nur die Mühe nimmt, und sie zerstreut. Ueberdieß frißt der Maulwurf viele schädliche Insecten, Würmer und Insectenlarven weg, die dem Pflanzenreiche sehr schaden würden, wenn sie am Leben blieben. Auch den Balg des Thieres kann man benutzen. — Uebrigens läßt es sich nicht läugnen, daß die Maulwürfe da, wo sie in Menge angetroffen werden, sehr schädlich sind, besonders wenn sie sich in Gärten einfinden. Daher stellt man ihnen auch fleißig nach, und sucht sie zu tödten. Man lauert auf sie, wenn sie die Erde aufwühlen, was gewöhnlich des Morgens und Abends

geschieht. Man springt dann mit einer Hacke hinzu, und sticht ihn todt, oder man wirft ihn aus der Erde heraus und erschlägt ihn.

103.

Der gemeine Igel.

Der Vater setzte mit Hugo den Spaziergang fort. Sie kamen in den nahen Wald. Hugo, der etwas vorausgelaufen war, fing auf ein Mahl an zu schreyen: Vater! Vater! nur schnell herbey! hier hab' ich ein kurioses Thier gefunden!

Der Vater kam. Sieh' nur, rief Hugo, was es für Stacheln hat! Als ich es erblickte, kroch das Thier. Da ich ihm aber nahe kam, zog es sich schnell zusammen, und nun sieht es rund wie eine Kugel aus, und verhält sich ganz still. Ich fürchte mich, es zu berühren.

Ich möchte dir es auch nicht rathen, antwortete der Vater, denn die Stacheln würden dich tüchtig stechen. Das Thier, das du hier vor dir siehst, ist ein

Igel. Man findet ihn in Laubwäldern und bisweilen auch in Gärten. Alle Gegenstände, auf die er stößt, pflegt er zu beriechen und dabey die Nase zu zucken. Aus Mund und Nase fließt ihm fast immer helles Wasser. Uebrigens ist es ein dummes, furchtsames Thier. Vernimmt es ein Geräusch, so erschrickt es sogleich, zieht sich zusammen, und verwandelt sich in eine stachlichte Kugel, wodurch es sich gegen Angriffe sicher zu stellen sucht.

Im Winter liegt der Igel in einer tiefen Betäubung. Kommt der Frühling, so kriecht er hervor, und sucht Nahrung. Gewöhnlich kommt er des Abends zum Vorschein. Er nährt sich von Würmern, Heuschrecken, Obst, Wurzeln, Fröschen, Kröten, Mäusen u. d. m.

Landleute halten den Igel gern in ihren Scheunen und Ställen, wo er, gleich einer Katze, die Mäuse wegfängt. Von der Milch, die er gerne trinkt, soll er Muth bekommen.

Das Fleisch des Igels ist eßbar, und schmeckt besonders im Herbste sehr gut. Sein Fett kann als Arzneymittel gebraucht werden.

Hugo hatte große Lust, den Igel in sein Taschentuch zu nehmen, und ihn nach Hause zu bringen. Aber der Vater widerrieth ihm dieses. Das Thier,

sprach er, verursacht manche Unannehmlichkeiten; denn sein Koth riecht sehr widerlich. Hugo ließ daher das Thier liegen, und ging mit dem Vater weiter.

104.

Das Stachelschwein.

Als Hugo nach Hause kam, erzählte er der Mutter, daß er ein Stachelschwein gesehen habe.

Ein Stachelschwein? fragte die Mutter; wo hättest du dieß sehen sollen; in unsrer Gegend gibt es ja keine Stachelschweine.

Ich habe mich versprochen, antwortete Hugo. Weil das Thier, das ich gesehen, Stacheln hatte, so dachte ich dabey an das Stachelschwein. Es war ein Igel, was ich sah.

Der Vater nahm aus seinem Bücherschranke ein Buch heraus, in welchem sich abgebildete Thiere befanden. Sieh', sprach er zu seinem Sohne, hier ist ein Stachelschwein abgebildet. Das sieht ganz anders aus als der Igel. Man findet

es in den wärmern Gegenden von Asien, Afrika und Europa. In seinem Körperbau hat es viel Aehnlichkeit mit dem Schweine. Seine Länge beträgt gegen zwey Fuß. Auf dem Nacken und dem Halse hat es eine Mähne, die aus grauen und weißen Borsten besteht, und aufgerichtet und zurückgelegt werden kann. Der Rücken aber ist mit Stacheln bedeckt, welche langen Federkielen ähnlich, braun, weißgeringelt, und acht bis neun Zoll lang sind. Diese Stacheln kann das Thier nach allen Seiten hin bewegen. Mit seinen Schwanzstacheln klappert es, wenn es unwillig ist, so wie es im Zorne stampft, sich in eine Kugel zusammenzieht, und dann auch den Löwen nicht fürchtet. Uebrigens ist das Stachelschwein ein furchtsames, zahmes Thier, das des Nachts gewöhnlich seine Nahrung sucht, die in Kräutern, Wurzeln und Obst besteht.

Das Fleisch des Stachelschweines kann man essen; hie und da gilt es sogar bey Vornehmen als ein Leckerbissen. Die Stacheln benutzt man zu Pinselstielen.

Hugo mußte nun das Stachelschwein mit dem Igel vergleichen, und angeben, worin diese beyden Thiere einander ähnlich und worin unähnlich seyen. Diese Uebung machte ihm Freude, und er wiederholte sie auch bey andern Gegenständen.

105.

Faulheit.

Arnold Dapps liebte das Essen und Trinken, und haßte die Arbeit. Er war fett, aber dabey doch nicht recht gesund und stark. Es lag vielmehr wenig Kraft in ihm. Das kam daher. Wenn der Körper viel Nahrung bekommt, und dabey nicht in Thätigkeit gesetzt wird, so kann er das Genossene nicht recht verdauen und verarbeiten. Die Säfte werden unrein, das Blut rollt langsam durch die Adern, und daraus entstehen mancherley Uebel. Und da die Kräfte nur durch Arbeit und Bewegung gestärkt werden und immer abnehmen, wenn man sie nicht anstrengt, so ist der faule Mensch auch gewöhnlich schwächlich und kraftlos.

Arnold Dapps liebte auch das Sitzen gerne. Setzte er sich einmahl nieder, so stand er nicht so bald wieder auf. Bewegte er sich von einem Platze zum andern, so geschah das mit einer außerordentlichen Langsamkeit. Rief man ihm zu,

daß er flink seyn sollte, so antwortete er gewöhnlich: ich bin kein Queckſilber; man muß alles hübſch bedächtig thun.

Seine Aeltern erwieſen ihm viel Gutes. Er hätte dankbar seyn ſollen, und er wäre dieß vielleicht auch geweſen, wenn ihn daran ſeine Trägheit nicht gehindert hätte. Aber wenn ſein Vater zu ihm ſagte: „Arnold, trage mir ſchnell dieſen Brief auf die Poſt!“ und die Mutter: „Mein Sohn, ſieh' dich doch ſchnell im Hofe um, ob die Dienſtbothen ſchon da ſind?“ da machte Arnold ein finſtres Geſicht, und brummte, daß er nun wieder fortgeſchickt werde. Sahen und hörten das die Aeltern, ſo betrübten ſie ſich darüber, und ſagten: bleibe nur ſitzen; du biſt ein fauler Menſch; du willſt deinen Aeltern aus lauter Trägheit nichts zu Gefallen thun.

Der Vater wünſchte, daß ſein Sohn ſich in Handarbeiten üben möchte. Er ſchaffte ihm daher verſchiedene Werkzeuge an, mit denen er in Holz und Pappe arbeiten ſollte. Aber daran war nicht zu denken. Arnold fing zwar mancherley an zu ſchnitzen und zu hobeln. Aber wenn er einige Minuten lang gearbeitet hatte, ſo klagte er ſchon über Müdigkeit, legte die Werkzeuge bey Seite, und ſetzte ſich nieder, um auszuruhen.

Der Vater wollte ihn gewöhnen, an Gartenarbeiten Gefallen zu finden. Aber auch dazu konnte Arnold nicht gebracht werden. Wenn er graben sollte, so sagte er: das Graben bringe ihn zu leicht in den Schweiß, und das matte ihn immer sehr ab; sollte er jäten, so sprach er: beym Jäten müsse er sich bücken; sein Rücken könne dieß nicht aushalten; er würde am Ende bucklich werden.

Mehrmals fand ihn die Mutter im Garten — nicht arbeitend, sondern schlafend. Weckte sie ihn auf, so sagte er in langsamen Tone: ich bin so müde geworden, daß ich dem Schlafe nicht widerstehen konnte. Untersuchte man aber, wovon er müde geworden war, so fand es sich gewöhnlich, daß er fast nichts gearbeitet hatte.

So trieb es Arnold Dapps auch in der Schule. Er war unter allen Schülern der faulste. Gab ihm der Lehrer etwas zu lernen auf, so war er viel zu träge, als daß er sein Gedächtniß etwas angestrengt und geübt hätte. Sollte er einen Aufsatz machen, so kratzte er sich immer in den Kopf, und sagte oft: der Guckguck hohle die Aufsätze. Es war spaßhaft, ihm zuzusehen, wenn er arbeitete. Gewöhnlich dauerte es eine Viertel- und oft eine halbe Stunde lang, bis er sich die Schreibsachen auf den Tisch gelegt, und den Stuhl zu rechte gesetzt hatte. Eine

Viertelstunde lang kaute er dann an der Feder, bis ihm etwas einfiel, das er langsam niederschrieb. Hatte er ein Paar Zeilen geschrieben, so fing er wieder an, an der Feder zu kauen, oder mit den Fingern auf dem Tische zu spielen. Dieß dauerte oft wieder eine Viertelstunde lang. Schrieb er dann noch zwey, drey Zeilen nieder, so sprach er gewöhnlich: nun hab' ich es satt; man wird bey den verzweifelten Kopfarbeiten entsetzlich müde! — Jetzt räumte er seine Sachen zusammen. Oft dauerte es eine halbe Stunde, bis er damit fertig war. Dann setzte er sich bisweilen in einen Winkel und schlief — nach einer so großen Anstrengung — sanft und ruhig ein.

So kam es, daß Arnold Dapps seine Schularbeiten nur selten brachte, und brachte er auch bisweilen eine, so war sie schlecht.

Der Lehrer machte ihm Vorstellungen und sagte: Arnold! Arnold! was soll aus dir werden? Du bist so langsam, so träge! Du lernst nichts; wie willst du einmahl in der Welt fortkommen? Niemand wird dich achten und lieben; denn faule Menschen sind jedermann zuwider. Ich bitte dich, Arnold, ändre dein Wesen und werde thätiger und fleißiger. Wenn dir dieß auch schwer fällt! Das thut nichts. Strenge nur deine Kräfte an, und es wird gehen!

Solche Vorstellungen machten ihm auch seine Aeltern; aber Arnold blieb, was er war — ein fauler Mensch.

106.

Folgen der Faulheit.

Beschluß.

Ein fauler Mensch ist nie ein glücklicher Mensch. Das erfuhr auch Arnold Dapps. Wenn andere Knaben munter und lustig waren, so war Arnold gewöhnlich schläfrig und verdrießlich. Freuten sich jene über ihre Arbeiten, so hatte dieser nichts, worüber er sich hätte freuen können. Wenn seine Cameraden bey dem Gedanken, daß sie ihre Zeit gut anwandten, Zufriedenheit mit sich selbst empfanden, so fühlte Arnold bey dem Bewußtseyn, daß er die kostbare Zeit ungenutzt vorbeystreichen ließ, Unmuth und Mißvergnügen über sich selbst.

Dazu kamen die vielen Vorwürfe, die ihm von den Aeltern und dem Lehrer gemacht wurden. Sie hatten an ihm nicht die geringste Freude; denn wer könnte

sich über einen faulen Menschen freuen! Alle Tage mußte er sich Verweise gefallen lassen.

Doch das war noch nicht genug. Er sollte für seine Faulheit noch mehr büßen. Seine Aeltern starben, als er im funfzehnten Jahre stand, und hinterließen kein Vermögen. Ein Kaufmann nahm Arnolden zu sich in die Lehre, und wollte für ihn, wenn er es verdiente, väterlich sorgen. Doch von diesem Vorsatze kam er bald wieder ab. Er bemerkte nehmlich gleich in den ersten Tagen Arnolds außerordentliche Trägheit. Ein Paar Wochen lang hatte er Geduld mit ihm. Dann aber konnte er es nicht länger aushalten. Arnold, sprach er zu ihm, ich brauche muntre, fleißige Leute; du bist aber entsetzlich faul; ich kann dich nicht länger bey mir behalten.

Das waren Donnerworte für Arnold. Er fing an, bitterlich zu weinen. Das rührte den Kaufmann, und er beschloß, mit Arnolden noch zwey Wochen lang Geduld zu haben.

Arnold wollte nun flinker seyn. Aber es ging nicht recht. Weil er sich von Kindheit an ein faules Wesen angewöhnt hatte, so war ihm dasselbe schon zur andern Natur geworden. Fing er eine Arbeit an, so stellte er sich zwar munter

und flink, aber nach wenigen Minuten ermattete er schon, ruhte aus, und hatte keine Lust, fortzuarbeiten.

Das sah der Kaufmann, und bestand darauf, daß Arnold sein Haus verließ. Er kam bald darauf zu einem Uhrmacher in die Lehre, aber auch dieser schickte ihn schon nach einer Woche, seiner Faulheit wegen fort. Arnold kam nun zu einem Schneider; auch dieser behielt ihn nicht lange; dasselbe war der Fall bey einem Schuhmacher und Bürstenbinder; beide entfernten ihn bald aus ihrer Werkstatt.

Arnold gerieth darüber in Verzweiflung. Jetzt erst kamen ihm die guten Lehren und Ermahnungen seiner Aeltern und seines Lehrers ein, und er machte sich Vorwürfe, daß er sein träges Wesen nicht frühzeitig abgelegt habe.

Arnold schämte sich, länger in seinem Geburtsorte zu bleiben. Er ging davon, und kam in eine Stadt, wo ihn der Hunger zwang, um Brot zu betteln. Man wies ihn aber fast überall mit den Worten ab: ein so junger Mensch, wie du, muß arbeiten, und nicht betteln.

Endlich gelang es Arnolden mit vieler Mühe, ein Unterkommen zu finden. Mehrere Fleischhacker hatten eine Heerde Ochsen gekauft, die sie auf dem Felde hüthen ließen. Zu diesem Geschäfte nahmen sie Arnolden auf. Er wurde nun ein

Ochsenhirte, und bekam dafür so wenig Bezahlung, daß er fast nichts anderes als Brot und Wasser genießen konnte. Selten bekam er einen Teller voll warmer Suppe, und noch seltener ein Stückchen Fleisch zu essen. Er lebte auf diese Weise elendiglich seine Tage hin.

Solche Folgen zieht oft die Faulheit nach sich.

107.

Der Wettlauf.

Franz, Carl und Emilie hatten die vorhergehende Geschichte von dem faulen Arnold sich erzählen lassen. Nein, sprach Franz, Gott bewahre mich vor dem traurigen Schicksale Arnolds!

Weder bey dem Kaufmanne, noch bey dem Uhrmacher, noch bey dem Schneider und Bürstenbinder lange bleiben zu können — das ist doch eine traurige Sache!

Und am Ende bis zu einem Ochsenhirten zu avanciren — das ist noch trauriger! rief Carl aus.

Ein schönes Avancement! versetzte Franz.

Und die herrliche Kost, die Arnold hatte, sprach Emilie. Für gewöhnlich Wasser und Brot; selten eine warme Suppe, und noch seltner ein Stückchen Fleisch!

Die drey Kinder machten über Arnold noch manche Bemerkungen dieser Art, und riefen am Ende aus: wir wollen klüger seyn! wir wollen uns an Thätigkeit und Flinkheit gewöhnen!

Noch diesen Tag lud Emilie ihre zwey besten Freundinnen, Lottchen und Hannchen zu sich, und erzählte ihnen die Geschichte von dem faulen Arnold. Hört, sagte sie zu ihren Freundinnen, wir wollen uns gewöhnen, recht flink im Arbeiten zu seyn. Wir wollen so oft als möglich zusammen kommen, und in die Wette spinnen, nähen und stricken.

Und wir, sprachen die zwey Brüder zu einander, wollen bey unsern Arbeiten uns ebenfalls an Schnelligkeit zu übertreffen suchen.

Von nun an übten sich diese muntern Kinder im schnellen Arbeiten. Eines suchte das andere hierin zu übertreffen. Es gab dabey manchen Spaß.

Höre, sagte eines Tages Franz zu Carln, wir müssen uns auch darin üben, unsern Körper schnell zu bewegen. Ich dächte, wir übten uns bisweilen im Laufen.

Bravo! rief Carl aus. Das ist ein guter Gedanke! Wir wollen ihn noch heute ausführen!

Die Knaben sprangen sogleich in den langen Hof. Die Mädchen eilten ihnen nach. Nun fingen die Knaben an, nach einem Ziele zu laufen. Carl war der erste dabey. Die Uebung wurde wiederholt, und nun verging kein Tag, an welchem nicht um die Wette gelaufen worden wäre.

Mir fällt was ein! sprach Emilie einmahl zu ihren Freundinnen. Wie wär' es, wenn einmahl von den Knaben ein feyerliches Wettrennen angestellt würde? Wir wollen heimlich eine Fahne machen, wollen sie mit Blumen bekränzen, und die Knaben auffordern, nach dieser Fahne zu laufen. Wer sie zuerst berührt, erhält sie zur Belohnung.

Schön! schön! das soll, das muß geschehen! riefen Hannchen und Lottchen.

Nun wurde mit vielem Eifer an der Fahne gearbeitet. Nach drey Tagen war sie fertig. Sie trug die Inschrift: Sieg dem Schnellen!

Die Knaben wurden den Tag darauf aufgefordert, einen Wettlauf anzustellen. Sie waren damit wohl zufrieden, und eilten mit den Mädchen auf einen freyen

Platz. Hier hatten sie vorher die Fahne versteckt. Als sie hervorgezogen wurde, jubelten die Brüder.

Der Wettlauf nahm seinen Anfang. Dreyhundert Schritte weit wurde gelaufen. Beyde Brüder strengten ihre Kräfte an, um eher am Ziele zu seyn, und den Preis zu erhalten. Carl war indeß flinker. Er erreichte die Fahne zuerst und faßte sie an.

Die Mädchen waren herzlich erfreut, und riefen frohlockend aus: Vivat der Sieger Carl! er lebe hoch!

Carl bekam nun die Fahne. Er dankte den Mädchen auf das herzlichste dafür. Sie wurde von nun an immer aufgesteckt, wenn die zwey Brüder sich im Laufen übten. Wer sie zuerst erreichte, erhielt jedesmal einen grünen Baumzweig.

Und so übten sich diese guten, fröhlichen Kinder immerfort in schnellen Bewegungen des Körpers und in flinker, rascher Thätigkeit. Sie befanden sich trefflich dabey. Die Arbeiten gingen ihnen immer schneller und leichter von der Hand. Das machte ihnen Freude. Ihr Körper war gesund und kraftvoll, und ihr Magen nie verdorben. Auch das war ein großer Vortheil, den sie von ihrer muntern Thätigkeit zogen. Wer sie arbeiten sah, hatte seine Freude an ihrer Flinkheit. Bemerkten sie dieses, so machte es ihnen kein kleines Vergnügen.

Franz und Carl wurden Kaufleute. Ihre Lehrherren bemerkten bald ihre Flinkheit im Arbeiten, und waren mit ihnen ungemein zufrieden. Als sie ihre eignen Geschäfte trieben, ging es ihnen sehr wohl. Durch rasche Thätigkeit erwarben sie sich ein schönes Vermögen. — Emilie, Lottchen und Hannchen wurden treffliche Hausfrauen. So wie Franz und Carl, so lebten auch sie froh und glücklich.

108.

Der Biber.

Lieber Vater, sprach Gustav zu Herrn Still, ich habe heute gehört, daß es ein Thier gebe, welches Biber heißt, und welches so geschickt sey, daß es sich ordentliche Wohnungen von Holz bauen könne. Mir ist das unglaublich vorgekommen.

Du hast nichts Unwahres gehört, antwortete der Vater. Es giebt wirklich ein solches Thier. — Ueber den Biber läßt sich viel sagen. Für jetzt will ich dir bloß Folgendes von ihm erzählen:

Der Biber ist so groß als ein mittelmäßiger Hund, und ungefähr sechzig bis siebzig Pfund schwer. Seine hintern Füße sind mit einer Schwimmhaut versehen, weil er sehr viel im Wasser lebt. Die Haare desselben sind glänzend kastanienbraun und am Kopfe struppig. Sein Schwanz ist oben nach dem Körper zu behaart, aber in der Mitte und nach unten zu dünnschuppig, und sieht so aus wie ein Karpfen, der auf der Seite liegt. Unter dem Schwanze befinden sich zwey Säckchen, in welchen sich eine gelbliche, zähe und schmierige Materie sammelt, die getrocknet dunkelbraun aussieht und bröcklich ist. Sie heißt Bibergeil, hat einen starken und unangenehmen Geruch, und wird in den Apotheken als eine treffliche Arzney gebraucht.

Man findet den Biber in Europa, Asien und Amerika, und zwar in Gegenden, die etwas kalt oder doch gemäßigt sind. Der Hauptsitz der Biber ist übrigens Amerika. Sie ziehen sich gern in unbesuchte Gegenden, und fliehen die Gesellschaft der Menschen. An der Elbe, Oder und Donau findet man deren hie und da; aber sie sind von den Amerikanischen merklich unterschieden.

In Amerika vereinigen sich bisweilen mehrere hundert Biber an dem Ufer eines Sees oder Flusses, und legen sich Häuser an. Diese Häuser sind mit vie-

ler Kunst gebaut, und die meisten von ihnen haben drey Stockwerke; eines unter dem Wasser, ein zweytes mit dem Wasser gleich, ein drittes über der Wasserfläche.

Bey dem Erbauen ihrer Wohnungen theilen sich die Biber in die dabey vorkommenden Arbeiten. Einige fällen die Bäume und zernagen sie in einzelne Stücke; andere wälzen diese Stücke nach dem Wasser; noch andere rammeln Pfähle ein, andere tragen Thon, Erde und Steine, andere Zweige herbey, andere verkleben und vermauern das aufgeführte Gebäude.

Ihre Bauarbeiten verrichten die Biber in der Nacht. Des Tags ruhen sie. Im Herbste und Winter bleiben sie in ihren Wohnungen. Sie nähren sich von frischer Rinde, von Blättern, Knospen, zartem Holze, Gräsern, Wasserkräutern, Krebsen, Fischen u. d. m.

Das Fell des Bibers giebt ein kostbares Pelzwerk, und es wird mit den Biberfellen ein starker Handel getrieben. Die schwarzen werden am meisten geschätzt; weiße findet man sehr selten. Der Schwanz des Thieres wird wie Fisch zugerichtet, wiegt gewöhnlich vier Pfund, und kostet oft mehr als einen Dukaten. Auch wird das Haar der Biber sehr geschätzt und zu Hüthen, feinen Strümpfen,

Handschuhen, Tüchern u. d. m. gebraucht. Die aus Biberhaar verfertigten Hüthe nennt man Castorhüte.

Gustav dankte dem Vater für diese Erzählung. Es währte nicht lange, so hatte er Gelegenheit, einen lebendigen Biber zu sehen, den ein Mann mit mehrern merkwürdigen Thieren fürs Geld zeigte.

109.

Die Ratte.

Die Ratte ist ein häßliches und schädliches Thier. Man findet sie in der ganzen Welt. Wahrscheinlich ist sie aus Amerika, wo man sie besonders in den Zucker-Plantagen in Menge antrifft, in die andern Welttheile gekommen. Es giebt Plantagen in Amerika, in welchen oft während einiger Monate gegen vierzig tausend Ratten gefangen werden.

Die Ratte ist ein sehr gefräßiges Thier. Alles, was der Mensch genießt, ist ihr willkommen. Sie frißt Obst, Käse, Butter, Fleisch, Speck, Wurzeln,

u. d. m. Getreide und Mehlspeisen sind ihre Lieblingsnahrung, und sie ist daher den Getreidemagazinen sehr gefährlich. Die Eyer der Tauben und anderer kleinen Vögel, so wie die Jungen derselben sind vor den Ratten nicht sicher. Selbst junge Kaninchen fallen sie an. Im Winter werden sie oft von Durst geplagt, und wandern daher oft in Menge nach dem Wasser. Den Milchtöpfen machen sie bisweilen auch Besuche.

Da sich die Ratten außerordentlich stark vermehren, so sind sie um so gefährlichere Thiere. Man sucht sie daher so sehr als möglich zu vertilgen. Von den Katzen werden sie todt gebissen, und sie fürchten sich daher vor ihnen sehr.

110.

Die Hausmaus.

Die Hausmaus kennt jedermann. Man trifft sie von verschiedner Farbe an. Einige Hausmäuse sind dunkelbraun, andere aschgrau, andere schwärzlich; auch giebt es ganz weiße Mäuse.

Die Hausmaus ist sehr furchtsam. Nur der Hunger treibt sie aus ihrem Schlupfwinkel. Sie frißt besonders fette Sachen gern, ist den Getreideböden und Speisekammern schädlich, zernagt, gewöhnlich vor lauter Durst, fast alles, was sie vorfindet, und ist daher besonders gefährlich in Kleiderschränken. Man thut wohl daran, wenn man an solchen Plätzen, an denen sich Mäuse vorfinden, Wasser hinsetzt, damit sie ihren Durst löschen können, und nicht genöthigt sind, die vorfindlichen Sachen zu zernagen.

Die Mäuse vermehren sich stark. Man sucht sie daher auf verschiedene Weise zu vertilgen. Unter andern stellt man Fallen auf sie auf; auch werden viele von den Katzen weggefangen und getödtet. Gefährlich ist es, durch Mäusegift sie zu vertilgen; denn wie leicht wird dieses Gift von andern nützlichen Hausthieren gefressen. Man hat sogar Beyspiele, daß kleine Kinder darnach gegriffen, es in den Mund gebracht, verschlungen, und dadurch sich um ihr Leben gebracht haben.

111.

Die Feldmaus.

Die Feldmaus ist größer als die Hausmaus und sieht ganz hübsch aus. Im Sommer wohnt sie auf dem Felde, im Winter aber zieht sie sich gern nach den menschlichen Wohnungen; besonders hält sie sich dann gerne in den Scheunen auf.

Die Feldmaus, die sich stark vermehrt, ist den Getreidefeldern und den Gemüsegärten sehr gefährlich. Sie zerfrißt gerne die Saat, die Aehren und die Gartengewächse. Unter der Erde legen die Feldmäuse sich oft große Getreide-Vorräthe an.

Wölfe, Füchse, Iltisse, Marder, Wieseln, Katzen, Raubvögel, Raben und Krähen stellen den Feldmäusen nach, und fressen deren nicht wenige weg.

112.

Theobald und Heinrich, oder Feindesliebe.

Theobald und Heinrich waren oft beysammen. Sie hatten einen gemeinschaftlichen Lehrer, wohnten nicht weit von einander, standen in Einem Alter, und waren einander recht gut. Doch ihre Freundschaft hörte auf Ein Mahl auf. Sie spielten auf einer Wiese Ball mit einander. Theobald warf nach Heinrichen, und traf ihn an die Schläfe, so, daß er zu Boden sank.

Theobald gerieth darüber in Bestürzung. Er sprang seinem Freunde bey, und hatte die Freude, daß Heinrich sich bald wieder erhohlte.

Lieber Heinrich, sprach Theobald, verzeih' es mir, daß ich dich an einer gefährlichen Stelle des Kopfs getroffen habe. Es geschah nicht mit Absicht. Ich

Feindesliebe.

warf nach deinem Rücken; du bücktest dich zu stark, und so traf der Ball deinen Kopf. Sey nicht böse auf mich!

Allein Heinrich hörte auf diese Worte nicht. Er tobte gewaltig gegen seinen Freund. Du bist ein Grobian! rief er aus; du hättest mich todtschlagen können. Mit dir schlechten Menschen mag ich nichts mehr zu thun haben.

Was Theobald auch immer zu seiner Entschuldigung sagen, wie sehr er auch Heinrichen bitten mochte, ihm zu verzeihen — es half alles nichts. Heinrich wurde immer gröber und beleidigender. Endlich verging Theobalden die Geduld, und er sagte: Heinrich du bist sehr ungerecht gegen mich; ich hätte nicht geglaubt, daß du so heftig und grob seyn könntest!

Darüber gerieth Heinrich vollends in Zorn, schimpfte auf Theobald und stieß ihn zu Boden. Nun entstand zwischen den zwey Knaben eine gewaltige Balgerey. Sie wälzten sich auf der Erde herum, zerkratzten sich, und gingen am Ende als die ärgsten Feinde auseinander.

Von diesem Tage an kamen Theobald und Heinrich nicht mehr zusammen.

Heinrich erzählte das Vorgefallene seinen Cameraden, und zwar so, daß alle Schuld auf Theobald fiel. Dieser habe, sprach er, absichtlich mit dem Balle nach seinem Kopfe geworfen, ihn an die Schläfe getroffen, und beynahe todtgeschlagen, und als er ihn darüber zur Rede gestellt hätte, habe Theobald sich beleidigt gefunden, ihn einen ungerechten, heftigen und groben Menschen gescholten, und mit ihm einen so heftigen Streit angefangen, daß am Ende eine Schlägerey daraus entstanden sey.

Heinrichs Cameraden wurden nun auf Theobald böse, und sprachen übel von ihm. Begegneten sie ihm, so sahen sie ihn mit unfreundlichen und drohenden Blicken an, und schimpften ihn wohl bisweilen laut.

Heinrich selbst bewies sich sehr feindselig gegen Theobald. Er wollte nicht mehr mit ihm sprechen, lächelte oft über ihn auf eine beleidigende Weise, sprach übel von ihm, und neckte ihn wo er nur konnte.

Und so wurde die Feindschaft zwischen Theobald und Heinrich mit jedem Tage größer, und an eine baldige Aussöhnung war nicht zu denken.

Eines Tages, gerade als Heinrich in die Schule ging, sahe er, daß Theobald in einem Bache ins Eis eingebrochen war. Er rief um Hülfe, und da er

Heinrichen erblickte, bath er ihn, daß er ihm die Hand reichen, und ihn aus dem Eise ziehen möchte.

Heinrich gab ihm nicht einmahl eine Antwort, sondern eilte vorüber. In seinem Herzen aber dachte er: es ist dir schon recht geschehen, daß du eingebrochen bist; du sollst nun auch fühlen, was Lebensgefahr ist.

Theobald wollte sich nun selbst heraus helfen, aber er sank nur noch tiefer hinein. Glücklicher Weise kam ein Landmann vorbey und rettete ihn.

Theobald empfand es mit Recht sehr übel, daß Heinrich so feindselig gegen ihn gesinnt sey, und daß er ihn nicht einmahl aus dem Bache habe ziehen wollen. Er hätte dieses von ihm erzählen, und ihm dadurch schaden können. Das that er aber nicht. Sein Herz war zu gut und zu edel, als daß er geneigt gewesen wäre, auch seinem Feinde zu schaden.

Nie erlaubte sich Theobald gegen seinen Feind Heinrich Neckereyen, nie suchte er ihn zu verkleinern, nie sprach er übel von ihm. Wir müssen auch unsre Feinde lieben, dachte er bey sich, und ihnen wohlwollen.

Wenn dieser und jener seiner Cameraden zu ihm kam, und zu ihm sagte: Heinrich hat wieder böse von dir gesprochen; er sucht dich auf alle mögliche Weise zu verkleinern, so sprach Theobald gewöhnlich: laßt ihn nur reden; ich mag von seinen Verleumdungen nichts hören; früher oder später wird er doch einsehen, daß er mir unrecht gethan hat.

Eines Tages gerieth Heinrich in große Verlegenheit. Er kam mit einem seiner Cameraden Hülfmann in einen Streit, an welchem aber der letztere Schuld war. Theobald sah und hörte alles in der Nähe mit an. Der Streit wurde immer heftiger, und verwandelte sich am Ende in eine Schlägerey.

Der Lehrer kam dazu, und war über das, was er sah, sehr unwillig. Er wollte beyde Knaben in eine Kammer sperren, und sie auch an dem Schulfeste nicht Theil nehmen lassen, das am folgenden Tage gefeyert werden sollte. Das sollte ihre Strafe seyn.

Heinrich hatte sich auf das Schulfest außerordentlich gefreut. Als er hörte, daß er von demselben ausgeschlossen werden sollte, fing er bitterlich zu weinen an, und bath den Lehrer, daß er diese Strafe über ihn nicht verhängen möchte; er sey ohnehin an der vorgefallenen Balgerey nicht Schuld.

Wenn du es beweisen kannst, daß du den Streit nicht angefangen hast, sprach der Lehrer, so sollst du an dem Feste Theil nehmen.

Jetzt stand Theobald auf. Lieber Herr Lehrer, sprach er, ich war ganz in der Nähe, als der Zank anging; ich habe alles, was vorging, mit angesehen und angehört. Heinrich ist wirklich nicht die erste Ursache des Vorgefallenen. Hülfmann ist es. Er fing an, zu zanken und zu balgen.

Wenn dem also ist, sprach der Lehrer, so soll auch nur Hülfmann bestraft werden, Heinrich aber an dem morgenden Feste Theil nehmen.

Diese Worte des Lehrers setzten Heinrichen in große Freude. Theobalds Benehmen rührte ihn. Ihm allein hatte er es zu verdanken, daß er von dem Feste nicht ausgeschlossen wurde. „Theobald ist doch ein braver Mensch, dachte „Heinrich bey sich; er hat alle Ursache, böse auf mich zu seyn, und mir zu scha„den; und doch thut er es nicht; wäre er nicht, ich müßte von dem morgenden „Feste zurückbleiben; er durfte nur schweigen, und mich nicht in Schutz nehmen, „so war es um meine morgende Freude geschehen. Theobald hat edel an mir ge„handelt.“

Nach der Schule gingen beyde Knaben zuletzt nach Hause. Heinrich war einige Schritte voraus. Da erblickte Theobald in der Nähe ein wildgewordenes Pferd, das geradezu auf Heinrich rannte. Er bemerkte es nicht, und war nahe daran, von demselben umgestoßen und vielleicht zu Tode getreten zu werden. Keine menschliche Seele, die ihn hätte retten können, war in der Nähe. Da sprang Theobald hastig hinzu, nachdem er seine Schulbücher bey Seite geworfen hatte, ergriff Heinrichen beym Arm, und riß ihn von dem Wege weg, auf welchem das schnaubende Pferd herbeygesprengt kam.

Heinrich glaubte in dem ersten Augenblicke, daß Theobald ihm etwas zu Leide thun wolle, und war schon daran, sich zur Wehre zu setzen. Aber bald klärte sich alles auf. Das wilde Pferd galoppirte bey den Knaben vorbey, und Heinrich erfuhr nun, daß er von demselben niedergetreten worden wäre, wenn Theobald ihn nicht schnell weggezogen hätte. Das rührte ihn bis zu Thränen.

Heinrich sank Theobalden ans Herz. Lieber Theobald, sprach er innig gerührt, wie gut, wie edel bist du! Auch deinen Feind liebst du. Dir verdank' ich es, daß mich der Lehrer nicht bestraft hat; dir verdank' ich es, daß ich eben jetzt aus einer großen Gefahr gerettet worden bin. Lieber, guter Theobald, so edel

habe ich gegen dich nicht gehandelt. Verzeih' mir alles, wodurch ich dich beleidigt habe, und laß uns wieder gute Freunde werden.

Damit war Theobald vollkommen zufrieden. Er reichte Heinrichen die Hand. Dieser schlug freudig ein, und von dieser Stunde an waren Theobald und Heinrich die besten Freunde.

113.

Der Hamster.

Unter die Thiere, welche den Getreidefeldern sehr gefährlich und schädlich sind, gehört vorzüglich der Hamster. Er ist in ganz Deutschland, besonders in jenen Gegenden bekannt, die einen fruchtbaren Boden haben.

Der Hamster ist nicht groß. Sein Kopf und sein Körper sind dick und plump, der Bauch schwarz, der Mund und die Füße weiß; oben und an den Seiten des Leibes ist der Hamster gewöhnlich fuchsroth mit drey weißen Flecken, selten schwarz.

Der Hamster hat an seinen Kinnladen zwey Säcke, die man Backentaschen zu nennen pflegt. Diese pflegt er mit Getreide zu füllen, das er dann in seine unterirdische Wohnung trägt und dort aufbewahrt. Man findet in einem einzigen Hamsterloche oft einen Centner der besten Feldfrüchte, z. B. Gerste, Hafer, Korn, Weitzen, Wicken, Erbsen u. d. m.

Die Hamster können sich unter einander nicht recht vertragen, daher halten sie sich auch nicht in Gesellschaft, sondern einzeln oder Paarweise in unterirdischen Höhlungen auf, deren Eingänge sie im Winter verscharren. In dieser Jahreszeit liegen sie erstarrt und wie todt in ihren Löchern, und erwachen erst in den wärmern Tagen des Frühlings.

Diese Thiere vermehren sich sehr stark, besonders in nassen Jahren, und sind dadurch den Feldern um so gefährlicher. Daher pflegt man sie auch da, wo sie in größerer Menge angetroffen werden, im Herbste auszugraben, und ihnen das gesammelte Getreide wegzunehmen.

Der Balg des Hamsters wird zwar benutzt, aber weniger, als er verdient, geschätzt.

114.

Die flatterhafte Veronika.

Man nannte die kleine Veronika ein flatterhaftes Mädchen, und man hatte nicht Unrecht. Nur selten hatte sie ihre Gedanken beysammen. Ihre Augen bewegten sich fast immer nach allen Seiten hin; nie verweilte sie auf irgend einem Gegenstande etwas länger mit Aufmerksamkeit.

Merk auf, meine Tochter, sagte einmahl die Mutter, ich will dir zeigen, wie man diese Blume stickt. — Einige Augenblicke merkte Veronika auf, aber bald blickte sie nach ihrer kleinen Schwester, schnell wieder nach der Katze, bald wieder nach der Thüre hin, die geöffnet wurde. Mitunter that sie wohl auch einen Blick auf die Arbeit, die ihr die Mutter zeigte.

Was kam nun aus diesem flatterhaften Wesen heraus? — Das — daß

die gute Mutter sich vergebliche Mühe gab, ihrer Tochter begreiflich zu machen, wie man die bestimmte Blume sticke. Veronika mußte am Ende gestehen, daß sie davon nichts bemerkt, und nichts begriffen habe.

Daran ist deine große Flatterhaftigkeit Schuld, sprach die Mutter. Du kannst noch weder ordentlich nähen, noch stricken, noch sticken. Aber du hättest es längst lernen können, wenn du hübsch aufmerksam gewesen wärest, und nicht beständig hin und her geflattert hättest. Ein flatterhafter Mensch lernt wenig oder nichts.

Endlich gelang es der Mutter doch, ihrer Tochter begreiflich zu machen, wie man die erwähnte Blume sticke. Nun hatte sich es Veronika vorgenommen, ihrem Vater zu seinem Geburtstage eine hübsche Weste und auf derselben schöne Blumen zu sticken. Sie ging mit Freuden an diese Arbeit. Aber sie hielt es dabey nicht lange aus. Bald flatterten ihre Blicke hin und her, und sie wurde deshalb nur spät fertig.

Siehst du, was die Flatterhaftigkeit macht! sprach die Mutter. Du hättest mit der Arbeit um einige Tage früher fertig werden können, wenn du dabey mit Aufmerksamkeit verweilt hättest. Da flogen aber deine Augen bald auf diesen,

bald auf jenen Gegenstand, und mit der Arbeit wollte es nicht recht fort. Laß sehen, wie sie ausgefallen ist.

Die Mutter betrachtete nun die gestickte Weste etwas genauer, und fand, daß mehrere Blumen höchst unvollkommen und fehlerhaft gestickt waren. Veronika's Flatterhaftigkeit bey der Arbeit war Schuld daran. Die Mutter gab ihr den verdienten Verweis, und Veronika weinte bitterlich, daß die Weste nicht nach ihren Wünschen ausgefallen sey.

Daran ist einzig und allein deine Flatterhaftigkeit Schuld, sprach die Mutter. Wenn du die nicht ablegst, so wirst du in der Welt nicht so nützlich seyn, als du es seyn könntest.

Eben so flatterhaft war Veronika auch in ihren Lehrstunden. Sie hatte einen guten Kopf, und hätte sich mit Leichtigkeit viele nützliche Kenntnisse erwerben können. Allein ihr Geist war zu sehr zerstreut. Sie merkte nicht auf das, was der Lehrer vortrug, sondern flatterte mit ihren Gedanken herum. Und so kam es denn, daß sie von ihren Lehrstunden nur wenig Nutzen zog. Ihre Leh-

rer waren mit ihr oft unzufrieden, und beklagten sich oft über ihre Flatterhaftigkeit bey den Aeltern. Diese gaben ihr Verweise, bestraften sie, und betrübten sich über die Tochter, statt sich über sie zu freuen.

Ueberdieß lernte Veronika auch wenig. Die natürliche Folge davon war, daß ihr nur wenige Menschen gewogen waren. Die guten Mädchen des Ortes vermieden ihren Umgang, und so fühlte sich Veronika sehr unglücklich. Endlich kam sie auf bessere Gedanken, legte ihr flatterhaftes Wesen ab, und wurde aufmerksamer und bedachtsamer. Von nun an war sie auch glücklicher. Man liebte und schätzte sie, und alle guten Mädchen suchten ihren Umgang und ihre Freundschaft.

115.

Das Murmelthier.

Eines der possirlichsten Thiere ist das Murmelthier. Es wohnt in den höchsten Gebirgen Europens und Asiens, z. B. in den Schweizer Alpen, und nährt sich

von Wurzeln, Pflanzen und Insekten. Dem Hasen ist es in Ansehung der äußerlichen Gestalt in vielen Stücken sehr ähnlich. Seine Ohren und der Schwanz sind sehr kurz, und die Brust und den Bauch schleppt es beynahe auf der Erde. Oben ist der Leib röthlichbraun, unten gelblichgrau.

Das Murmelthier liebt die Gesellschaft. Im Sommer lebt es gewöhnlich paarweise, aber im Winter ziehen sich viele in eine einzige Höhle, die inwendig mit Grase bestreut, und einem runden Backofen ähnlich ist. Im October rollen sie sich in dieser Winterwohnung zusammen, und liegen in derselben zerstreut herum bis zum April.

Die Murmelthiere lassen sich zahm machen. Arme Einwohner von Savoyen oder Savoyarden geben sich vorzüglich damit ab, sie zu zähmen, und lehren sie tanzen, an Stecken gehen, Schornsteine hinauf steigen u. d. m. Es ist unterhaltend, solchen abgerichteten Murmelthieren zuzusehen, wenn sie ihre gelernten Kunststücke machen. Man füttert sie, wenn sie zahm sind, mit Brot, Obst, Fleisch, und besonders mit Milch und Butter. Sie fressen dieß alles in aufrechter Stellung.

Das Fleisch der Murmelthiere ist eßbar und soll wie Schweinefleisch schme-

cken. In der Schweitz kocht man es an vielen Orten mit Kohl.' Gegen den Winter zu ist es am fettsten und giebt dann hübsche kleine Schinken.

Auch den Balg der Murmelthiere benutzt man, und verfertigt daraus unter andern auch Müffe.

116.

Der fleißige Leopold.

Leopold war von seinem Vater schon frühzeitig an rasche Thätigkeit gewöhnt worden. Er liebte daher die Arbeit. Fast immer sah man ihn beschäftigt, und griff er einmal etwas an, so mußte dieß rasch von der Hand gehen.

Kam Leopold aus der Schule nach Hause, so ruhte er einige Augenblicke aus, dann setzte er sich an den Schreibetisch, und nahm die schriftlichen Arbeiten vor, die ihm der Lehrer aufgegeben hatte, oder er lernte auswendig. Dabey war er so unermüdet, daß er nicht eher ruhte, bis nicht die Arbeiten beendigt waren. Dann war Leopold aber auch recht zufrieden und froh; denn der fleißige Arbeiter

findet in seinem Fleiße immer großes Vergnügen und dadurch eine süße Belohnung.

Da Leopold so fleißig war, so brachte er auch alle Arbeiten, die ihm der Lehrer aufgab, zur bestimmten Zeit. Dieß freute den Lehrer sehr, und er stellte Leopolden den übrigen Schülern als ein Muster des Fleißes vor. Darüber empfand der fleißige Knabe ein großes Vergnügen. Andere bekamen wegen ihrer Nachlässigkeit oft Verweise; er dagegen wurde oft durch ein lautes Lob belohnt.

117.

Der fleißige Leopold.

(Fortsetzung.)

Ein ganz andrer Knabe war Mathäus, Leopolds Nachbar. Dem war nichts mehr zuwider als rasche Arbeit. Er ging zwar nicht ganz müssig, aber er trieb

seine Geschäfte nicht mit Eifer und Liebe, sondern arbeitete langsam und oft mit Unlust.

Die Folge davon war, daß Mathäus wenig zu Stande brachte. Er beklagte sich oft, daß er außerordentlich viel zu arbeiten hätte; daß er damit nicht fertig werden könne; daß er seinen vielen Geschäften am Ende unterliegen müsse.

Und doch leistete Mathäus sehr wenig. Selten verging eine Woche, in welcher ihm nicht ein Paar Mahl Schularbeiten gefehlt hätten. Der Lehrer tadelte ihn deshalb mit Recht. Da redete sich Mathäus immer damit aus, er habe zu viel zu thun; es sey ihm unmöglich, alles zu machen, was er in der Schule aufbekomme.

Ist das dein Ernst oder ist es nur Scherz? fragte ihn der Lehrer mehrmahls. Warum bringt denn Leopold alle seine Arbeiten zur festgesetzten Zeit? Er hat ja eben so viel zu thun als du. Und ich weiß, daß er außer den Schularbeiten noch manches andere zu Stande bringt.

Ich weiß es nicht, wie er dieß anfängt, antwortete Mathäus. Leopold scheint ein Hexenmeister zu seyn.

Alle Schüler lachten über diese Aeußerung des nachlässigen Mathäus.

Solch' ein Hexenmeister kannst du auch seyn, versetzte der Lehrer. Leopolds ganze Hexerey besteht darin, daß er immerfort fleißig ist. Bey unermüdetem Fleiße kann der Mensch außerordentlich viel leisten. Versuch es nur einmahl!

Mathäus wollte übrigens den Versuch nicht machen, und schadete sich dadurch selbst. Denn er wurde nicht nur oft wegen seiner Nachlässigkeit getadelt, sondern auch härter bestraft.

Eines Tages wurde ein Feuerwerk gegeben. Mathäus hatte noch keines gesehen. Sein Vater versprach ihm, ihm dasselbe sehen zu lassen. Der kleine Sohn freute sich darüber außerordentlich. Aber die Freude verwandelte sich bald in tiefe Traurigkeit und Betrübniß. Mathäus hatte wieder seine Schularbeiten nicht gemacht. Der Lehrer befahl ihm, sie zu Hause zu machen, und sie ihm noch diesen Tag zu bringen.

Mathäus eilte aus der Schule nach Hause, und setzte sich an seine Arbeiten. Aber er war nicht im Stande, sie bis zu der Stunde zu beendigen, in welcher der Vater nach dem Platze ging, wo das Feuerwerk abgebrannt werden sollte. Er bath zwar den Vater, ihn mitzunehmen, und bey dem Lehrer zu entschuldigen. Aber der vernünftige Vater wollte dieses nicht thun. Warum warst du nicht

fleißiger? sprach er. Der Nachlässige muß für seine Nachlässigkeit büßen; das ist schon Recht. Arbeite du nur fort, und vergiß das Feuerwerk.

Mathäus rang die Hände und weinte. Aber es fruchtete nichts. Er mußte zu Hause bleiben, und sah das schöne Feuerwerk nicht.

Ein ander Mahl hatte es sich der Lehrer vorgenommen, mit seinen Schülern in einen etwas entfernten Wald zu spazieren, und dort unter freyem Himmel einen ganzen Tag zuzubringen. Man wollte dort ein kleines Zelt aufschlagen, Feuer machen, Spiele vornehmen, Stachel- und Erdbeeren suchen, und recht vergnügt seyn.

Die Schüler jubelten, als der Lehrer ihnen sagte, was er im Sinne habe. Einige klatschten frohlockend in die Hände, andere konnten kaum auf ihrem Sitze bleiben, noch andere riefen freudig aus: bravo! braviſſimo!

Doch wie mancher änderte sein Gesicht, als der Lehrer sagte: ich kann euch nicht alle in den Wald mitnehmen. Nur für die Fleißigen habe ich das Vergnügen bestimmt. Diejenigen, welche in dem verflossenen Monathe vier Mahl ihre Schularbeiten nicht gebracht haben, bleiben von dem Spaziergange ausgeschlossen.

Da hingen nun mehrere von den Schülern die Köpfe. Unter ihnen befand sich auch Mathäus, der zu weinen anfing, als er hörte, er müsse zu Hause bleiben. Leopold dagegen wurde zum Officier ernannt, der die übrigen Schüler auf dem Marsche nach dem Walde anführen sollte, weil er der fleißigste war.

In dem Walde war man sehr vergnügt, und erzählte lange Zeit davon. Um so schmerzlicher war es für Mathäus, daß er nicht mitgewesen war. Aber dergleichen unangenehme Folgen zog sein Mangel an Fleiß sehr oft nach sich.

118.

Großer Werth des Fleißes.

(Beschluß.)

Als Leopold im vierzehnten Jahre stand, fragte ihn der Vater, was er werden wolle?

Ein Kaufmann! antwortete Leopold. Zum Handlungsstande habe ich die meiste Lust. Mathäus will auch ein Handelsmann werden.

Einige Wochen darauf kam Leopold — seinem Wunsche gemäß — zu einem Kaufmanne in die Lehre, der ein sehr braver Mann war. Derselbe Kaufmann nahm auch den Mathäus zu sich.

Leopold bemühte sich, das Zutrauen und die Liebe seines Lehrherrn zu erhalten. Er war an rasche Thätigkeit von Kindheit an gewöhnt, und arbeitete nun in seiner neuen Lage mit außerordentlichem Fleiße. Was ihm aufgetragen wurde, that er mit Eifer, Lust, Schnelligkeit und Pünktlichkeit. War er damit fertig, so verrichtete er noch manche andere Arbeit, die ihm nicht aufgetragen war.

Leopolds Lehrherr hatte darüber eine große Freude, und schenkte ihm bald sein ganzes Zutrauen und seine Liebe. Dieß machte Leopolden sehr froh und glücklich.

Ganz anders ging es mit Mathäus. Er liebte die Bequemlichkeit, und verrichtete die Arbeiten, die ihm aufgetragen wurden, sehr schläfrig und langsam. Daher kam es, daß er mit denselben selten zur bestimmten Zeit fertig wurde.

Dieß bemerkte der Kaufmann und ward unzufrieden darüber. Mein Sohn, sprach er zu Mathäus, ich liebe nur solche Menschen, die rasch thätig und fleißig sind. Wenn du dein nachlässiges Wesen nicht bald ablegst, so kann ich dich nicht

bey mir behalten. Nimm dir Leopolden zum Muster. Sey so fleißig wie er, und du wirst mir werth und lieb seyn, so wie er.

Mathäus betrübte sich über diese Worte seines Lehrherrn, und wollte seine Ermahnungen befolgen. Da er sich aber nicht frühzeitig an Fleiß und rasche Thätigkeit gewöhnt hatte, so wollte es mit der Ausführung seines guten Vorsatzes nicht recht vorwärts gehen.

Nach zwey Wochen mußte Mathäus das Haus des Kaufmannes verlassen. Er kam hierauf noch zu drey andern Kaufleuten, die ihn aber auch nicht behalten wollten, weil er bequem und träge war. Endlich gelang es seinem Vater, ihn bey einem Buchhändler anzubringen.

Leopold dagegen wurde von seinem Lehrherrn immer mehr und mehr geliebt, und blieb bey ihm acht Jahre lang. Hierauf begab er sich nach Hamburg, um sich dort mehr Erfahrungen und Kenntnisse zu sammeln. Auch hier wurde er von jedermann geschätzt und geliebt.

Nach einigen Jahren fing Leopold einen eignen Handel an. Sein Vater konnte ihn nur mit einer kleinen Summe Geldes unterstützen, und Leopold fing daher sein Geschäft nur mit wenigem an. Aber durch seinen unermüdeten Fleiß

erwarb er sich nach wenigen Jahren so viel, daß er in seinem Wohnorte für einen wohlhabenden Mann galt. Sein Lehrherr gab ihm seine einzige Tochter zur Frau. Mit ihr erbte er ein großes Vermögen, und war nun einer der reichsten Einwohner der Stadt.

Mit Mathäus ging es ganz anders. Sein Vater war ein wohlhabender Mann, und kaufte ihm eine Buchhandlung, die schöne Geschäfte machte. Aber was half's! — Mathäus war zu bequem, als daß er den Buchhandel mit Glück hätte betreiben können. Manche kostbare Bücher wurden aus seiner Handlung genommen, die er, aus lauter Nachlässigkeit, in seine Handlungsbücher einzuschreiben vergaß, und von denen ihm viele nicht bezahlt wurden. Außerdem gerieth seine Handlung bey seiner großen Nachlässigkeit in die größte Unordnung, und er litt einen bedeutenden Schaden nach dem andern.

Die Folge von alle dem war, daß Mathäus das Geld seines Vaters durchbrachte, und am Ende in Noth und Elend versank, während Leopold durch seinen Fleiß in blühendem Wohlstande lebte, und im Stande war, andern Gutes zu thun.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Der vierfüßige Trommler

II. Theil

Erzählung 119.

119.

Der vierfüßige Trommler.

Kinder, sprach Herr Gutmann zu seinen Kleinen, August und Lorchen, ihr habt euch die ganze Woche hindurch gut aufgeführt. Ich will euch dafür heute ein Vergnügen machen. Kommt, laßt uns mit einander spazieren gehen.

Darüber freuten sich die Kinder nicht wenig. Lorchen setzte sich schnell ihren Strohhut auf, sprang zum Vater und rief aus: Vater ich bin fix und fertig.

August kam nach einigen Augenblicken gleichfalls zum Vater gesprungen, und rief: nun bin auch ich fix und fertig.

Jetzt wurde der Spaziergang angetreten. Die Kinder wurden neugierig. Väterchen, sprach in einem einschmeichelnden Tone Lorchen, du gehst mit uns wohl nach dem Flusse? nicht wahr?

Wohin ich mit euch gehe, sollt ihr bald erfahren, sprach der Vater, lächelte und — schwieg.

Dadurch wurden die Kinder noch neugieriger gemacht. Aber ihre Neugierde blieb unbefriedigt.

Endlich stand der Vater mit ihnen an einem Hause still. In dieses Haus wollen wir einkehren, sprach er. Ihr sollt hier einen vierfüßigen Trommler sehen.

Voll Neugierde kehrten die Kinder mit dem Vater in das Haus ein. Hier sahen sie gar mancherley. Ein fremder Mann zeigte ihnen verschiedene Thiere, die sie noch nicht gesehen hatten, z. B. einen Biber, einen lebendigen Fuchs, einen Marder u. d. m. Darüber schlugen die Kinder vor Freude die Hände zusammen, und konnten nicht fertig werden, diese Thiere genug zu besehen.

Der fremde Mann rief nun auch vier Hunde zusammen, die ihm gehörten, nahm eine Pfeife, und pfiff ihnen vor. Da stellten sich die Hunde auf ihre hintern Beine, und fingen an zu tanzen. Das machte den Kindern tausend Spaß.

Aber wo ist nun der vierfüßige Trommler, von welchem du sprachst, lieber Vater? fragte Lorchen.

Auch den sollt ihr sehen; antwortete Herr Gutmann.

Der fremde Mann zog nun einen kleinen Kasten herbey, und öffnete die Thüre desselben. Da kam ein hübscher Hase heraus. Der Mann hohlte nun eine

kleine Trommel herbey. Jetzt sprach er einige Worte zu dem Hasen. Und dieser fing nun an zu trommeln.

Die zwey Kinder jubelten vor Freude. Nein, rief August aus, das hätte ich nie geglaubt, daß man einen Hasen zu so etwas abrichten könnte!

Die Kinder sahen noch lange dem vierfüßigen Trommler zu, und dankten ihrem Vater herzlich, daß er sie hieher geführt hatte. Auf dem Wege nach Hause wurde vorzüglich von dem Hasen gesprochen, und der Vater erzählte von diesem Thiere unter andern auch Folgendes:

120.

Der Hase.

Der Hase ist auf der ganzen Erde anzutreffen. Man schätzt ihn besonders seines guten Fleisches wegen. Im Herbste besonders giebt er einen trefflichen Braten. — Seine Augen sind groß, und stehen sogar im Schlafe offen. Unter den fünf Sinnen zeichnet sich sein Gehör aus, das sehr fein ist. Sein Lager ist ganz ein-

fach. Er scharrt sich bloß die Erde etwas auf, und legt sich dann in diese Vertiefung.

Der Hase gehört unter die furchtsamsten Thiere. Der Hund ist sein vorzüglichster Feind; er entgeht ihm aber oft durch geschickte Seitensprünge und schnelle Wendungen. Seine hintern Füße sind länger als die vordern. Daher kommt es, daß er Berg auf sehr schnell, bergunter aber nur sehr unbeholfen laufen kann. Im Laufen steht er oft still, setzt sich auf die Hinterfüße, und guckt um sich, ob ihn nicht ein Feind verfolge.

Der Hase nährt sich von Saat und reifem Getreide, Kohl, Kraut und andern Gewächsen. Auch die jungen Bäume benagt er gern, daher er für Getreidefelder und Gärten sehr gefährlich und schädlich ist.

Von dem Hasen benutzt man nicht bloß das Fleisch, das nahrhaft, gesund und leicht verdaulich ist, sondern auch den Balg, der zu verschiedenem Pelzwerk genommen wird. Die Haare benutzt man zu Hüten, zu Mützen, Strümpfen und Zeugen.

121.

Folgsamkeit.

Emanuel und Conrad waren zwey Brüder, aber darin sehr von einander verschieden, daß Emanuel alles gerne befolgte, was seine guten Aeltern wünschten, Conrad dagegen sich oft als einen ungehorsamen Sohn bewies.

Wenn Vater oder Mutter Conraden etwas anriethen, so glaubte er fast immer, dieß geschehe nur darum, um ihn einzuschränken, und ihm zu verwehren, lustig zu seyn. Er hörte daher nur selten auf die Stimme und die Ermahnungen der Aeltern, handelte gewöhnlich nach seinem eignen Kopfe, und betrübte durch seine Unfolgsamkeit sehr häufig das Herz seiner guten Mutter und seines redlichen Vaters.

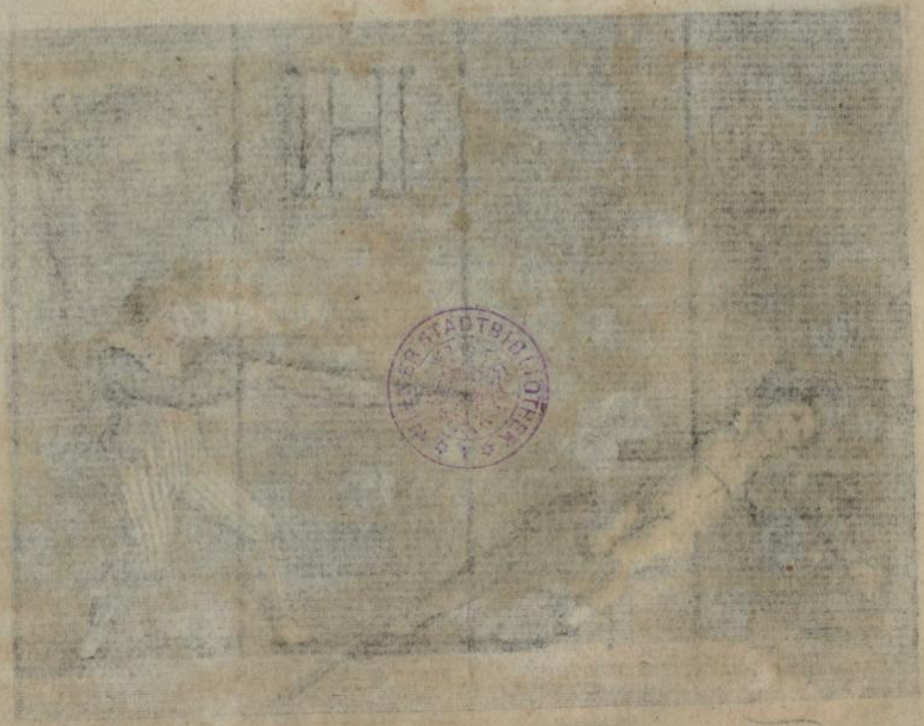
Emanuel handelte ganz anders. Meine Aeltern, sprach er, meinen es gut mit mir; wenn sie mir etwas befehlen oder untersagen, so geschiehet dieses gewiß bloß zu meinem Besten. Ich wäre daher ein Thor und mein eigner Feind, wenn

ich nicht thäte, was sie haben wollen. — Sie besitzen weit mehr Kenntniß, Einsicht und Erfahrung als ich. Daher wär' es ja sonderbar von mir, wenn ich nicht auf ihre Rathschläge und Ermahnungen hörte. Auch erweisen sie mir eine Menge von Wohlthaten. Dieß macht es mir zur Pflicht, ihnen gehorsam zu seyn.

So dachte Emanuel, und danach handelte er. Was Vater und Mutter von ihm verlangten oder ihm anriethen, das war ihm heilig, er befolgte es genau.

Dadurch machte nun Emanuel seinen guten Aeltern große Freude. Wenn sie sich über den Ungehorsam seines Bruders betrübten, so tröstete sie wieder der Anblick Emanuels. Was Wunder, wenn sie ihn lieber hatten als ihren andern Sohn. Darüber beklagte sich Conrad, und sagte: meine Aeltern sind partheyisch; sie ziehen mir den Bruder vor; er wird von ihnen weit mehr geliebt als ich; ihm thut man alles, mir wenig zu Gefallen.

So schwatzte Conrad. Die Aeltern hörten davon. Du bist ein thörichter Bube, sprach der Vater zu ihm. Weißt du nicht, daß man nur gute, brave Menschen recht herzlich lieben kann? Wie können dir deine Aeltern von Herzen gut seyn, wenn du so wenig auf ihre Worte und Ermahnungen hörst, und selbst ihre besten Rathschläge unbefolgt lässest? Vater und Mutter müssen sich darüber nur


STADTBIBLIOTHEK

Traurige Folgen der Unfolgsamkeit.

II. Theil. *Erzählung 122.*

betrüben. Sey du so folgsam und brav, wie dein Bruder Emanuel, und wir werden dich eben so lieb haben wie ihn.

Durch seine Unfolgsamkeit schadete Conrad niemandem mehr als sich selbst. Dagegen befand sich Emanuel sehr wohl dabey, daß er auf die Winke und Befehle seiner Aeltern immer aufmerksam war, und sie pünktlich befolgte.

122.

Wie sehr die Unfolgsamkeit zu schaden vermag.

(Beschluß.)

Conrads Vater war ein großer Liebhaber von der Jagd. In seiner Wohnung hatte er eine eigene Kammer für seine Flinten. Mehrmals sagte er zu seinen zwey Söhnen: Keiner von euch darf in die Gewehrkammer; es ist immer sehr gefährlich, wenn die unerfahrne Jugend sich mit dem Schießgewehre beschäftigt; tausend Unglücksfälle sind bereits daraus entstanden.

Der Vater hatte zwar die Gewohnheit, kein geladenes Gewehr mit nach Hause zu nehmen, sondern schoß immer vorerst die Flinte aus, ehe er damit nach

der Wohnung zurück kehrte. Indeß konnte er doch dieses einmahl vergessen, und dann war es leicht möglich, daß einer seiner Söhne sich mit der geladenen Flinte zu thun machte, und damit ein Unglück verursachte. Aus diesem Grunde verboth er es seinen Kindern sehr strenge, in die Gewehrkammer zu gehen.

Emanuel befolgte dieses Verboth mit der größten Gewissenhaftigkeit. Conrad aber sagte: ich bin kein kleines Kindchen mehr, daß ich mich vor den Flinten fürchten sollte; mein Vater ist zu ängstlich; es soll mir kein Unglück geschehen, auch wenn ich noch so oft die Gewehrkammer besuche.

Wirklich sprang Conrad auch öfters in die Kammer, und besah die Flinten, die in derselben aufgehängt waren.

Eines Nachmittags war der Vater auch auf der Jagd gewesen. Gerade wollte er auf dem Wege nach Hause die Flinte ausschießen, als er mit einem Freunde zusammentraf. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, ging mit ihm bis zur Wohnung, und vergaß, die Flinte auszuschießen. Geladen wurde sie in der Kammer aufgehängt.

Den Tag darauf wurde Conrad von seinem Freunde Peter besucht. Die zwey Knaben spielten lange mit einander, als es Conraden auf Ein Mahl ein-

fiel, Petern in die Gewehrkammer des Vaters zu führen, und ihm die Flinten desselben zu zeigen.

Unglücklicher Weise war der Vater nicht zu Hause. Emanuel sagte zwar: Conrad, weißt du nicht, daß es uns der Vater verbothen hat, in die Gewehrkammer zu gehen? Gehe nicht hinein.

Aber Conrad kehrte sich nicht daran. Wir kommen bald wieder heraus! rief er dem Bruder zu, und zog Petern mit in die Kammer. Hier wurden mehrere Flinten herabgenommen, und darunter unglücklicher Weise auch die, die geladen war. Die bekam Peter in die Hände. Conrad fing an Kindereyen zu treiben. Er zog den Hahn von seiner Flinte auf, und drückte auf Petern los. Dieser wollte Gleiches mit Gleichem vergelten. Auch er zog seine Flinte auf, zielte auf Conrad, und drückte los.

Es geschah ein heftiger Knall — und in demselben Augenblicke stürzte Conrad zu Boden. Die Flinte war losgegangen und der ganze Schuß fuhr Conraden in den Kopf, der ganz zerschmettert wurde.

Da lag nun Conrad todt in seinem Blute, das aus seinem zerschossenen Kopfe strömte. Peter verlor fast seinen Verstand. Conrads Mutter und Ewa-

nuel stürzten herbey, und waren bey seinem Anblicke außer sich vor Schrecken. Mehrere Aerzte wurden schnell herbeygeholt; aber an Rettung war nicht zu denken.

So wurde Conrad ein trauriges Opfer seiner Unfolgsamkeit.

123.

Das angenehme Geschenk.

Alexander feyerte seinen Geburtstag. Die Aeltern hatten ihn beschenkt. Jetzt kam auch Marie, seine Schwester, flog in seine Arme, und sprach zu ihm mit gerührtem Herzen: lieber Bruder, lebe recht lange, recht gesund, zufrieden und glücklich, und behalte mich immerfort lieb.

Der Bruder wurde durch diese freundlichen Worte der Schwester im Innersten bewegt. Ich danke dir, liebe Marie, für deine guten Wünsche, sprach er; auch dich erhalte Gott immer gesund und froh; und schenke mir auch fernerhin deine Liebe.

Lieber Bruder, sagte jetzt Marie, komm nur auf einige Augenblicke mit mir in die Kammer; ich will dir etwas zeigen.

Alexander eilte nun mit der Schwester in die nahe Kammer. Hier zeigte sie ihm ein kleines Kästchen. Lieber Bruder, sprach sie, dieses Kästchen ist für dich; nimm es von deiner Schwester an als ein kleines Geburtstags-Geschenk.

Gute, liebe Schwester! rief der Bruder aus. Ich danke dir recht herzlich für deine Liebe und Güte! Was steckt wohl in dem Kästchen?

Mach' es nur auf, sprach Marie. Es hat ein Seitenthürchen; öffne dieß, und du wirst sehen, was darin ist.

Alexander machte das Thürchen auf — und heraus sprang — ein muntres Eichhörnchen, das an einem Kettchen angebunden war.

Da gab es nun Freude über Freude. Alexander klatschte frohlockend in die Hände, küßte die Schwester, und dankte ihr noch ein Mahl auf das herzlichste für dieses sehr angenehme Geschenk.

In wenigen Minuten wußte es das ganze Haus, daß Alexander Besitzer eines Eichhörnchens sey. Er lief in der ganzen Wohnung herum, und wer ihm begegnete, mußte sich erzählen lassen, welch' ein herrliches Geschenk er von Marien erhalten habe.

124.

Das Eichhorn.

(Beschluß.)

Alexander sprang nun auch zu seinem Lehrer, und erzählte ihm, daß er ein schönes, muntres Eichhörnchen besitze. Er bath ihn dabey, ihm doch zu sagen, wie er es behandeln sollte, und ihm überhaupt eine nähere Beschreibung von dem Eichhorne zu machen.

Der Lehrer erfüllte mit Vergnügen Alexanders Bitte, und erzählte ihm unter andern auch Folgendes:

Das Eichhorn findet man in Asien, Amerika und Europa in solchen Gegenden, in denen es nicht heiß ist, und zwar in Wäldern. In Deutschland ist es überall anzutreffen. Es giebt übrigens fuchsrothe und schwarze Eichhörnchen. Diese Thierchen zeichnen sich durch ihre Behendigkeit, Lebhaftigkeit und Munter-

keit aus. Man sieht sie fast immer aufrecht sitzen, und ihre Speisen mit den Vorderpfoten in den Mund bringen.

Die Nahrung der Eichhörnchen besteht in Knospen, Baumsaamen und Kernfrüchten. Nüsse sind ihre Lieblingsspeise, aber die Kerne von Aprikosen und Pfirsichen wirken als Gift auf sie und sie sterben davon. Wenn sie in irgend einer Gegend in Menge anzutreffen sind, so schaden sie oft den Bäumen sehr.

Die Eichhörnchen haben sehr spitzige Krallen; mit Hülfe derselben können sie mit außerordentlicher Geschwindigkeit auf Bäume klettern, so wie sie mit Hülfe ihres zottigen Schwanzes von einem Baume auf den andern gleichsam fliegen können.

Die Nester der Eichhörnchen sind aus dürren Reisern, Blättern und Moos gebaut, und befinden sich entweder im Gipfel oder in der Mitte des Baumes. Die Oeffnung derselben ist immer dem Winde entgegen gesetzt. Jedes Paar hat solcher Nester mehrere.

Junge Eichhörnchen lassen sich leicht zähmen, und belustigen dann durch ihr possierliches Betragen. Ist schlechte, besonders stürmische Witterung im Anzuge, so fühlen sie dieß in ihrem Körper, fangen an wie rasend herumzuspringen, und

geben dann schmatzende und pfeifende Töne von sich. In dieser Zeit und wenn sie zornig sind, muß man sich vor ihnen sehr in Acht nehmen, damit man von ihnen nicht gebissen wird. Ihr Biß ist dann giftartig und sehr gefährlich.

Das Fleisch des Eichhornes schmeckt gebraten wie eine gebratene Henne. Besonders gut soll es schmecken, wenn es mit einer sauern Zwiebelbrühe zubereitet wird. Der Balg der Eichhörnchen wird auch benutzt, besonders derer, die aus nördlichen Ländern, z. B. aus Sibirien, kommen.

Es giebt auch fliegende Eichhörnchen, die so groß sind als das gewöhnliche Eichhorn. Die Vorderfüße derselben sind mit den Hinterfüßen durch eine dicke und haarichte Flughaut verbunden. Vermittelst dieser Haut, die sie wie ein Segel auszuspannen pflegen, können sie schief herunter ziemlich weit fliegen, aber sich nicht in die Höhe erheben.

Alexander dankte dem Lehrer für diese Erzählung, und eilte nach Hause zu seinem Eichhörnchen. Er fütterte es mit Haselnüssen und andern Fruchtkernen.

Es blieb immer lebhaft und drollig und machte ihm ungemein viel Vergnügen. Er nahm sich übrigens sehr in Acht, daß er es nicht zornig machte und von demselben nicht gebissen wurde.

125.

Die zwey Freunde.

Emmerich und Leonhard lernten sich in der Schule kennen, die sie gemeinschaftlich besuchten. Beyde waren fleißig, beyde gesittet, bescheiden und brav, beyde des Lehrers Lieblinge.

Als Emmerich und Leonhard sich näher kennen lernten, wurden sie einander gut. Ihre Herzen verbanden sich mit jedem Tage immer fester und inniger, und sie wurden die besten, vertrautesten Freunde.

Widerfuhr einem dieser Knaben etwas Angenehmes, so mußte es der andere sogleich erfahren. Begegnete dem einen ein Unfall, so eilte er zum andern,

und erzählte ihm das Vorgefallene. Dieser nahm nun herzlichen Antheil an dem Unfalle des andern. Einer half dem andern durch Rath und That.

Wie glücklich waren diese beyden Knaben durch ihre Freundschaft! Ach wie schön und herrlich ist es, sagten sie oft, wenn man einen guten, redlichen Freund hat, mit dem man seine Freuden und Leiden brüderlich theilen kann!

Emmerich und Leonhard waren oft beysammen — aber nicht, um die Zeit zu vertändeln oder durch muthwillige Streiche zu mißbrauchen. Sie spielten zwar auch bisweilen, aber den größten Theil der Zeit hindurch arbeiteten und lernten sie mit einander. Einer half dabey dem andern.

Jedermann hatte seine Freude an diesen zwey braven jungen Freunden. — In ihren ältern Jahren trennten sie sich zwar von einander; aber sie unterhielten dann immerfort einen freundschaftlichen Briefwechsel, und blieben Freunde bis in den Tod.

126.

Der furchtsame Fritz.

Mit Recht nannte man den kleinen Fritz einen furchtsamen Hasen. Er hatte viele gute Eigenschaften, aber seine große Furchtsamkeit war der Gegenstand allgemeinen Spottes.

Wenn seine Cameraden im Winter sich mit Schneekugeln bewarfen, und dabey die größte Unerschrockenheit zeigten, lief Fritz eiligst davon.

Fritz! riefen dann die Cameraden, bleibe doch bey uns. Wir wollen uns abhärten und Schnee-Bataillen liefern!

Nein! nein! rief Fritz, da bin ich nicht dabey — ich könnte getroffen werden, und das thut weh!

Mit diesen Worten rannte er dann davon.

Ging Fritz bey einem Hunde vorbey, so geschah dieß fast immer mit Furcht. Der Gedanke, der Hund könnte ihn beißen, schwebte ihm so lebhaft vor der Seele, daß er oft zu zittern anfing. Einmahl bellte ihn ein kleines Schooshündchen an; da fing Fritz an zu laufen, und lief so lange, bis er nicht mehr konnte.

Auch wenn er fuhr, war er sehr furchtsam. Ging es bergan oder bergab, so dachte er gleich an das Umwerfen und Herabrollen des Wagens, daß er oft laut aufschrie, und nicht eher ruhte, bis man ihm nicht erlaubte, abzusteigen.

Ging er über einen Flußsteg, so zitterte er am ganzen Leibe, auch wenn der Steg noch so breit und mit einem Geländer versehen war.

In der Nacht vollends war Fritz voll Furchtsamkeit. War es nur erst ein wenig dunkel, so wollte er schon nicht allein über die Gasse oder in ein Zimmer gehen, in welchem sich niemand befand.

Was Wunder, daß Fritz von seinen Cameraden, die seine Furchtsamkeit kannten, geneckt und verspottet wurde. Er betrübte sich darüber und klagte es dem Vater. Aber dieser sprach zu ihm: „Mein Sohn, du machst dich ja selbst lächerlich. Ein Knabe muß Muth haben; fehlt ihm dieser, so fehlt ihm vieles; erschrickt er gleich vor jedem Dinge, das etwas gefährlich scheint, so beweist er,

daß das Herz ihm nicht auf dem rechten Flecke sitzt, und wird dann mit Recht getadelt. Was würde aus der Welt werden, wenn es nur lauter furchtsame, feige Männer gäbe! Männer müssen Muth haben."

Und so mußte sich Fritz manche Spöttereyen gefallen lassen; aber sein furchtsames Wesen legte er nicht ab. In seinem ganzen Leben verrichtete er keine einzige große That, weil er zu furchtsam war.

127.

Der verwegene Kilian.

Gerade das Gegentheil von dem furchtsamen Fritz war Kilian. Der übertrieb es aber auch. Fritz war zu furchtsam, Kilian zu keck. Er wollte für einen unerschrocknen, muthvollen Knaben gelten, und stürzte sich oft leichtsinnig in Gefahr. Auch trotzte er oft solchen Gefahren, die für seine Kräfte zu groß waren, und daher von ihm nicht besiegt werden konnten.

Nannte man vielleicht diesen Kilian einen wackern, muthvollen Knaben? — Kein Vernünftiger that dieß. Einen verwegenen Menschen und Wagehals nannte man ihn.

Kilian! Kilian! sagten oft seine Freunde zu ihm, du wagst zu viel; es kann dir einmahl übel ergehen. Erinnere dich an das Sprichwort: Wer sich leichtsinnig in Gefahr begiebt, kommt oft darin um.

Das hörte wohl Kilian, aber er achtete nicht darauf. Er reitzte oft große Hunde, und wenn sie auf ihn loskamen, suchte er sie durch einen Stock von sich entfernt zu halten. Einmahl biß ihn aber doch einer in den Fuß, und er mußte vier Wochen lang die größten Schmerzen ausstehen, und im Bette liegen bis die Wunde geheilt war.

Auch mit den Kühen trieb er oft seinen Spaß zu weit. Er neckte sie, und wenn sie auf ihn zu liefen, machte er Seitensprünge, und suchte dadurch ihrer Wuth zu entgehen. Aber einmahl erreichte ihn dennoch eine von ihm wildgemachte Kuh, und warf ihn mit einem ihrer Hörner in die Höh'.

Seine Aeltern wohnten in dem zweyten Stocke. Kilian trieb seine Verwegenheit so weit, daß er sich mit seinem Körper zum Fenster so stark hinauslegte,

daß alle, die dieß sahen, erschraken, und glaubten, er müsse vom Fenster hinunter stürzen. Ein Paar Mahl wäre dieß auch wirklich geschehen, wenn nicht zum Glücke jemand hinter ihm gestanden wäre, und ihn zurückgezogen hätte.

Endlich mußte indeß Kilian doch für seine Verwegenheit auf eine schreckliche Art büßen. Es war im Frühlinge. Der Schnee schmolz schnell dahin, und der Fluß, der in der Nähe floß, lief stark an, und trat aus seinem Ufer. Nahe bey der Stadt gab es eine Getreidemühle, bey welcher ein schmaler Flußsteg über den Fluß ging. Kilian ging mit vielen andern Knaben nach dem Flusse hin, um das große Wasser mit anzusehen. Seine Keckheit erwachte auch jetzt. Hört, sagte er zu den übrigen Knaben, wer wagt es, über diesen Flußsteg zu gehen?

Das wäre die größte Thorheit und Verwegenheit, wenn man gerade jetzt, wo der Steg jeden Augenblick von dem Wasser weggerissen werden kann, hinüber gehen wollte — sprachen mehrere Knaben.

Ihr seyd feige Memmen, versetzte Kilian. Muth muß man gerade dann beweisen, wenn Gefahr da ist. Seht, ich will über den Steg.

Mehrere Knaben wollten ihn zurückhalten. Er ließ es aber nicht geschehen. Frisch gewagt, ist halb gewonnen! rief er aus, und eilte auf den Steg. Er war

schon mitten auf demselben, da fing der Steg auf Ein Mahl an zu krachen. Darüber erschrak Kilian denn doch ein wenig. Schnell wollte er zurück. Zu spät. Der Steg wurde von dem Wasser zusammengerissen, und Kilian stürzte in den wüthenden Fluß. Die tobenden Fluthen trieben ihn nach den Rädern der Mühle. Kilian kam zwischen die Räder, und sein Körper wurde zerknirscht.

Es entstand ein großer Zusammenlauf. An Rettung war nicht zu denken. Kilian verschwand auf Ein Mahl unter den Fluthen, und nie ist von ihm je eine Spur zum Vorschein gekommen. Wie unglücklich seine Aeltern sich fühlten, kann man sich denken.

128.

Geduld.

In Berlin lebten einmahl zwey Schwestern, Röschen und Julchen, zwey schöne liebenswürdige Mädchen.

Julchen war viel schöner als Röschen, aber Röschen war dafür viel sanfter und geduldiger als ihre Schwester.

Sollte Julchen an irgend etwas Vergnügen empfinden, so mußte es schnell vor sich gehen. Geduldig etwas zu erwarten, war ihre Sache nicht, und daher wurde sie auch Scherzweise die kleine Ungeduld genannt.

Ganz anders war in dieser Rücksicht Röschen beschaffen. Sie ergab sich mit leichtem Herzen in alles, was nicht zu ändern war. Geduldig wurde von ihr alles abgewartet. Hatte sie zu leiden, so erschwerte sie sich ihr Leiden nicht noch mehr durch Ungeduld, gleich ihrer Schwester; sie ertrug vielmehr alle Unannehmlichkeiten mit Sanftmuth und der liebenswürdigsten Geduld, und befand sich sehr wohl dabey.

Die zwey Schwestern bekamen eines Jahres zugleich die Masern und mußten eine Zeit lang im Bette liegen. Darüber wurde nun Julchen höchst ungeduldig, und sehnte sich bald wieder ins Freye. Geduldig ertrug dagegen Röschen ihr Ungemach. Was hilft es dir, sprach sie zu der Schwester, daß du unzufrieden und ungeduldig bist? du machst dir dadurch deinen Zustand noch unerträglicher. Sey hübsch geduldig, und er wird dir noch Ein Mahl so leicht zu er-

tragen seyn. Laß uns ruhig die Zeit abwarten, wo wir wieder aufstehen dürfen; sie kann nicht lange mehr ausbleiben.

Nach einer Woche erlaubte der Arzt den zwey Schwestern, das Bett zu verlassen; aber er verboth ihnen, vor einer Woche aus dem Zimmer zu gehen oder sich der Zugluft auszusetzen; denn — sprach er — wenn man sich nach der überstandnen Masernkrankheit nicht sorgfältig eine Zeit lang vor der kühlen Luft in Acht nimmt, so wird man von neuem krank, und kommt in die Gefahr, das Leben zu verlieren.

Das merkte sich Röschen. Nach einigen Tagen sprach Julchen zu ihr: ich wollte, daß die Woche schon zu Ende wäre! ich kann es nicht länger in diesem Gefängnisse aushalten! es vergeht mir schon alle Geduld.

Röschen tröstete sie. Warte nur noch einige Tage, sagte sie zu ihr, dann ist alles überstanden; dann können wir uns wieder der freyen Natur und ihrer Schönheit erfreuen; dann hüpfen und singen wir in unserm Garten herum, und sind fröhlichen Sinnes.

Ich kann es aber nicht länger in diesem Kerker aushalten! bemerkte die ungeduldige Julie.

Geduld überwindet alles, sprach Röschen. Denke nur an den Spruch:

Geduld, Vernunft und Zeit,
Das sind drey schöne Sachen,
Die, was unmöglich scheint,
Für uns oft möglich machen.

Damit war aber Julchen nicht zufrieden. Ich weiß nicht, sprach sie zu der Schwester, wie du nur so geduldig seyn kannst!

Ich befinde mich trefflich dabey; versetzte Röschen. Versuch' es nur, Schwesterchen, dich in Geduld zu fassen, und du wirst gestehen müssen, daß es um die Geduld eine schöne, herrliche Sache sey.

Eine Stunde darauf stand Julchen am Fenster, und sah eine Freundinn vorüber gehen. Mit der muß ich sprechen, sagte sie, da hilft nichts davor.

Röschen wollte sie auf andere Gedanken bringen. Aber die ungeduldige Julie öffnete das Fenster, redete ihre Freundinn an, und plauderte mit ihr eine halbe Stunde lang. Das Wetter war etwas rauh und windig. Was Röschen befürchtet hatte, geschah. Julchen erkältete sich, befand sich bald darauf sehr übel und wurde von neuem krank.

Der Arzt erklärte Julchens Krankheit für sehr gefährlich. Nicht ohne Grund. Schon nach einigen Tagen lag Julchen — ein Opfer der Ungeduld — auf der Bahre.

129.

Gefälligkeit.

Gebhard zeichnete sich besonders durch seine Gefälligkeit aus. Er hatte zwey Schwestern, die oft zu ihm kamen, und ihn bald um dieses, bald um jenes fragten oder bathen. Das machte ihm Freude, und wenn er den Schwestern durch Rath oder That einen Dienst erweisen konnte, so that er es mit frohem und willigem Herzen.

Oft geschah es, daß die Schwestern ihm sehr zur ungelegenen Zeit kamen, wenn er zu arbeiten hatte, oder mit seinen Cameraden spielte. Da hätte er nun allerdings mit einigem Rechte die Schwestern abweisen und zu ihnen sagen kön-

nen, sie sollten zu einer andern Zeit kommen. Aber das that Gebhard nicht. Er war auch dann gefällig gegen sie, wenn sie ihm zur unrechten Zeit kamen.

Seine Cameraden wollten dieses nicht billigen. Du bist zu gut, sprachen sie zu ihm; fast alle Augenblicke wirst du von den Schwestern überlaufen; schicke sie sogleich fort, wenn sie dir ungelegen kommen; du mußt dich nicht zu ihrem Sclaven machen.

Ueber solche Erinnerungen lächelte Gebhard gewöhnlich, und sagte: Laßt mich nur meinen alten Weg fortgehen; laßt mich immerfort dienstfertig seyn; wer wahrhaft gefällig ist, der ist es auch dann, wenn man zur ungelegenen Zeit etwas von ihm verlangt.

Und so wie sich Gebhard gegen seine Geschwister betrug, benahm er sich auch gegen andere Menschen. Er diente jedem gern, wo und womit er konnte.

Durch dieses gefällige Wesen machte sich Gebhard sehr beliebt. Man nannte ihn einen lieben, dienstfertigen Knaben, und benahm sich sehr freundlich gegen ihn. Gerne erwies man auch ihm Gefälligkeiten, und suchte ihm sein Leben so angenehm als möglich zu machen.

Als Gebhard sein eigner Herr war, fand er ein großes Vergnügen darin,

einen Theil seines Einkommens zur Unterstützung Anderer anzuwenden. Dadurch gewann er aller Herzen für sich.

Eines Abends, da es schon dunkel war, wurde plötzlich an die Glocke geschlagen, und bald vernahm man den Ausruf: Feuer! Feuer!

Es brannte nicht weit von Gebhard. Da kam eine Menge Menschen in sein Haus. Sie riefen: wir sind gekommen, um retten zu helfen. Wirklich griffen sie auch mit Schnelligkeit nach Gebhards Habseligkeiten, und trugen sie theils in den Keller, theils auf einen andern sichern Platz.

Als die Sachen gerettet waren, stellten sich viele von diesen braven Menschen auf das Dach, um zu löschen, wenn es zu brennen anfinge. Die übrigen trugen Wasser herbey.

Gebhards Haus fing wirklich an zu brennen. Aber die guten Menschen löschten so eifrig und so geschickt, daß das Haus nicht abbrannte, sondern ganz gerettet wurde.

Gebhard war gerührt durch den Beystand so vieler Menschen. Er dankte ihnen dafür auf das herzlichste. Aber sie wollten den Dank nicht annehmen. Sie sind ein gütiger, gefälliger Mann! riefen viele Gebharden zu; Sie haben uns

schon manchen menschenfreundlichen Dienst erwiesen; es freut uns, daß wir Ihnen einmahl auch eine Gefälligkeit haben erweisen können!

Und so gingen diese guten Menschen aus einander, froh darüber, daß sie dem dienstfertigen Gebhard nützlich gewesen waren.

So belohnt sich die Dienstfertigkeit und Gefälligkeit.

130.

Gehorsam.

Cajus war der Sohn armer Aeltern. Sie meinten es gut mit ihm. Aber das erkannte er nicht, und kränkte sie oft durch seinen Ungehorsam. Auch sein Lehrer erfuhr es oft, daß Cajus ein Starrkopf sey, und guten Lehren und Ermahnungen kein Gehör geben wolle.

Die Aeltern starben, und Cajus war ganz verlassen. Nur Ein Mittel war da, ihm seinen Lebensunterhalt zu verschaffen; er mußte nehmlich in einen Dienst

treten. Das that er denn auch. Er kam zu einer Herrschaft, bey der er gut aufgehoben gewesen wäre, wenn er sich gegen sie gehorsam bewiesen hätte. Das that er aber nicht, und die Herrschaft jagte ihn fort.

Cajus kam zu der zweyten, dritten und vierten Herrschaft. Aber bey jeder blieb er nur eine kurze Zeit. Durch sein ungehorsames halsstarriges Wesen machte er sich überall verhaßt, und verlor seinen Dienst.

Als er so einige Jahre hindurch von einer Herrschaft zur andern gewandert war, entschloß er sich, Soldat zu werden. Jetzt gefiel ihm die Strenge nicht, mit der er behandelt wurde. Mehrmahls bekam er Stockschläge, weil er seinem Corporale nicht gehorchen wollte. Einmahl bewies er sich selbst gegen den Ober-Lieutenant ungehorsam, und wollte einen seiner Befehle nicht vollführen. Darüber wurde er angeklagt, und mußte Spießruthen laufen. Darüber ärgerte er sich so stark, daß er gegen seine Vorgesetzten zu schimpfen anfing. Der Oberste befahl ihm Stillschweigen. Aber Cajus gehorchte nicht, und schimpfte selbst auf den Obersten. Es wurde nun Gericht über ihn gehalten, und Cajus, andern zum warnenden Beyspiel, erschossen.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Die Kaninchen

II. Theil.

Erzählung 131.

131.

Die Kaninchen.

Herr Frank führte seine drey Töchter, Amalie, Elise und Marie, eines Tages nach einem Dorfe zu einem braven Bauer. Hier befanden sich die Mädchen sehr wohl. Sie wurden mit einer guten Milch bewirthet, und in den Garten geführt, wo viele Blumen standen.

Die Frau des Bauers zeigte nun auch den Mädchen ihre Hauswirthschaft, ihre Hühner, Kühe, Schafe und andere Hausthiere. Sie konnten sich daran nicht satt sehen.

Die meiste Freude machte ihnen ein kleiner Stall, in welchem sie eine Menge Kaninchen sahen. Bey dem Anblicke derselben riefen die drey Schwestern erfreut aus: ach, wie lieb! die netten, allerliebsten Thierchen!

Die Kaninchen waren gar nicht scheu. Auf den Ruf der Bauersfrau kamen sie zu ihr gelaufen, und fraßen aus ihrer Hand. Amalie lief schnell in den Garten, pflückte Gras, legte es in ihre Schürze, und kam damit in den Stall gelaufen. Elise nahm eine Handvoll davon, und sogleich kam eines der Kaninchen herzugelaufen, und fraß das Gras aus ihrer Hand. Marie rief einem andern zu, und dieses lief ihr nach.

Darüber hatten die Mädchen eine außerordentliche Freude. Die Bauersfrau mußte ihnen erzählen, wie diese Thierchen gewartet und gepflegt werden.

Unsre Herrschaft, sagte sie, hat zwey Stunden von hier einen Garten, in welchem sich ein Kaninchenberg befindet. In diesem wohnen mehrere hundert Kaninchen in Löchern. Damit sie nicht davon laufen, ist dieser Berg mit einem Wassergraben umgeben. Die Menge von Kaninchen sollten Sie einmahl sehen! Es wimmelt alles von diesen Thieren, die sich sehr stark vermehren. In Ansehung der Farbe sind sie sehr verschieden. Es giebt weiße mit rothen Augen, gelbe, rothe, blaue, schwarze, braune und bunte.

Hält man die Kaninchen in Ställen, so müssen diese mit hartem Holze und mit viel Stroh belegt seyn, sonst graben sich die Thierchen in die Erde ein, und

zerwühlen den Boden ganz. Es sind sanfte Thiere, die sich leicht zahm machen lassen. Aber wenn man sie reizt und beleidigt, kratzen und beißen sie tüchtig. Sie sind sehr furchtsam; wenn sie irgend eine Gefahr befürchten, schlagen sie mit einem der Hinterfüße zu Boden, und fliehen in ihre Höhle.

Man füttert die Kaninchen mit grünem und trocknem Futter, mit Wurzeln, Kohlblättern, Gras, Heu, Hafer u. d. m.

Die jungen Kaninchen werden von ihren Müttern sehr geliebt. Oft rupfen sich diese die Haare aus, um ihnen ein weiches und warmes Lager zu machen. Mästet man diese Thierchen, so wird ihr Fleisch für einen Leckerbissen gehalten. Auch ihre Haare und Bälge werden benutzt.

Die drey Schwestern sahen noch lange die allerliebsten Thiere an, dankten dann den guten Landleuten für die freundliche Bewirthung, und kehrten hierauf mit dem Vater nach der Stadt zurück.

132.

Die geitzige Babette.

Der kleinen Babette sagte man nach, daß sie ein geitziges Mädchen sey. Man that ihr auch nicht Unrecht. Sie war wirklich karg und geitzig.

Ihre Aeltern gaben ihr bisweilen einiges Geld, damit sie sich etwas kaufe, was ihr Vergnügen machte, oder damit sie armen Leuten ein kleines Almosen gebe. Babette that aber keines von beyden. Sie nahm das Geld, und versteckte es in ihren Kleiderschrank. Oft bekam sie zwar Lust, sich Kirschen, Pflaumen oder anderes Obst zu kaufen. Allein das Geld war ihr lieber, und sie kaufte nichts.

Einmahl war sie allein zu Hause. Da kam eine arme Frau, die ganz blind war, geführt von einer kleinen Tochter, die sehr kränklich aussah. Die arme Frau bat um ein Almosen. Babette war bey ihrem Anblicke gerührt. Auch die

Dienstbothen, die herbeykamen, um die blinde Frau zu sehen, bedauerten sie von Herzen. Mamsell Babette, sprachen sie, geben Sie dem armen, unglücklichen Weibe etwas von Ihrem Gelde.

Dazu war Babette einige Augenblicke lang geneigt. Sie ging zu ihrem Schranke, um ein Paar Groschen herauszuhohlen. Aber da sie das Geld erblickte, war es ihr leid, etwas davon herzugeben. Sie gieng zurück, und erklärte, sie könne der blinden Frau nichts geben.

Du kleiner Geitzhals! sagte eines von den Dienstmädchen ganz leise, ging in das Dienstbothen-Zimmer, und hohlte zwey Groschen, die sie dem blinden Weibe gab. Das thaten auch die andern Dienstbothen; Babette aber gab von ihrem Gelde nichts her.

Die blinde Frau und ihre Tochter dankten recht herzlich für die erhaltenen Wohlthaten, und sagten, sie würden deren nie vergessen. — Das rührte Babetten. Sie hätte gern auch einen so herzlichen Dank verdient, und wollte schon hineilen, und für die blinde Frau einige Groschen hohlen. Aber sie kam gleich wieder auf andere Gedanken. Nein, dachte sie, ich behalte lieber mein Geld; und so ließ sie das arme Weib fortgehen, ohne ihm etwas gereicht zu haben. — Die

Dienstbothen hielten sich darüber sehr auf, und sagten: Babette ist ein schmutzig geitziges Geschöpf!

Wenn man andern durch das, was man besitzt, hilft, so erhält man dafür oft recht herzlichen Dank, und das macht Freude. Solche Freuden kennen geitzige Menschen nicht, und Babetten blieben sie daher auch unbekannt. Was half ihr das Geld? Es fehlte ihr doch an wahrer Freude.

Als Babette verheirathet war, trieb sie ihren Geitz noch weiter. Sie unterstützte niemanden, sie ging schlecht und schmutzig gekleidet, und genoß eine so schlechte Kost, daß sie oft davon krank wurde. Niemand mochte mit ihr umgehen. Man verachtete sie, und da sie niemanden wohlthat, so ward sie auch von niemanden geliebt. Welches Mädchen möchte gern in ihrer Stelle seyn? — Der Geitz ist eine häßliche Untugend, und raubt dem Menschen die schönsten Freuden der Erde. Wem Gott Vermögen gibt, dem gibt er es nicht darum, daß er es verschließe und damit geitze, sondern daß er damit andern wohlthue.

133.

Die geschwätzige Jakobine.

Die größte Freude fand Jakobine im Schwatzen. Ihr Mund stand selten still, und allezeit wußte sie eine Menge zu plaudern.

Es ist nicht zu loben, wenn Mädchen zu stumm sind. Die Sprache ist ihnen deßhalb gegeben, damit sie sprechen. Aber wenn sie zu viel plaudern, so ist dieß ein Fehler, der sie unbeliebt und oft unausstehlich macht.

Jakobine litt an diesem Fehler sehr, und schadete sich dadurch nicht wenig. In den Lehrstunden, in welchen sie aufmerken sollte, verfiel sie häufig in den gedachten Fehler, und schwatzte viel mit ihren Nachbarinnen. Dadurch schadete sie sich auf eine dreyfache Weise. Sie lernte nicht so viel, als sie bey mehr Aufmerksamkeit hätte lernen können. Sie bekam ihrer Geschwätzigkeit wegen oft derbe Verweise von ihrem Lehrer, was ihr sehr wehe that. Und da ihre Nachbarinnen

in der Schule durch ihr Plaudern zu oft gestört wurden, so wollte kein Mädchen mehr neben ihr sitzen, worüber sie sich sehr betrübte.

Kam Jakobine in eine Gesellschaft, so schwatzte sie auch da immer zu viel. Wer zu viel plaudert, bringt häufig Albernheiten vor. Das geschah auch bey Jakobinen oft, und sie wurde deshalb ausgelacht, und eine thörichte Plaudertasche genannt. Und da sie andere Mädchen selten zur Sprache kommen ließ, sondern immer nur allein sprechen wollte, so befanden sie sich nur ungern in ihrer Gesellschaft, vermieden ihren Umgang, und erklärten ihr mehrmahls, daß sie mit ihr nichts zu schaffen haben wollten. Darüber grämte sie sich nun nicht wenig. Aber ihre Geschwätzigkeit allein war Schuld daran.

Jakobine gewöhnte sich endlich das viele Schwatzen ab; sie ließ auch andere zum Worte kommen; dachte erst nach, ehe sie etwas sprach, und so gelang es ihr, wieder die Liebe anderer Mädchen zu erlangen. Jetzt wurde sie auch nicht mehr eine Plaudertasche genannt.

134.

Das Kameel.

Das Kameel ist eines der merkwürdigsten und nützlichsten Thiere. Es gibt verschiedene Arten davon, von welchen besonders zwey bekannt genug sind — das gemeine Kameel, oder Dromedar, und das Trampelthier.

Das gemeine Kameel hat nur Einen Höcker auf dem Rücken, das Trampelthier aber hat deren zwey.

Man findet das gemeine Kameel wild und zahm besonders in Asien. Sein Haar ist röthlich grau, weich und auf dem Rücken am längsten. Mit Recht kann man es ein folgsames und sanftes Thier nennen. Es begnügt sich mit ganz schlechtem Futter, z. B. mit Nesseln, Disteln und andern stachlichten und gemeinen Gewächsen. Auch kann es lange hungern; dursten kann es sogar zwey Wochen lang. Es giebt viel Milch, die recht nahrhaft ist, nur muß sie, ehe sie genossen wird, mit Wasser vermischt und verdünnt werden. Man gebraucht es als Lastthier, und es kann mit Leichtigkeit zwölf Centner ertragen. Auch trabt es

leicht und schnell. Junge Dromedare geben ein gutes Fleisch, das besonders von den Arabern häufig gegessen wird.

Das Trampelthier ist größer und stärker als der Dromedar. Uebrigens sind beyde einander in ihrer Gestalt und Lebensart sehr ähnlich. Es kann in einem Tage dreyßig und noch mehrere Meilen zurücklegen.

135.

Das Bisamthier.

Das Bisamthier ist ohngefähr so groß und eben so gestaltet als das Reh. Das Männchen hat hervorstehende Eckzähne. In der Gegend des Nabels hat es einen Beutel, der wie ein Hühnerey groß ist. In diesem Beutel sammelt sich von Zeit zu Zeit eine schmierige braune Materie, die unter dem Nahmen Bisam oder Moschus bekannt ist. Man gebraucht den Bisam zu wohlriechenden Sachen oder zu Parfüm, und in der Apotheke. Er hat einen außerordentlich starken, durchdringenden Geruch.

136.

Der Hirsch.

Den Hirsch kennt fast jedermann. Er ist ein schön gebautes Thier, geziert mit einem ästigen Geweihe, und durch sein Fleisch und seine Haut sehr nützlich. Man findet ihn heerdenweise in Waldungen. Kalte Länder liebt er nicht. Sehr oft verändert er seine Farbe; ganz weiß findet man ihn selten. Gewöhnlich haben nur die Männchen ein Geweih, das sie im Frühjahre abschlagen, worauf ihnen bald ein neues, größeres wächst. Man hat schon Geweihe von sechs und sechzig Enden oder Zacken gefunden.

Am Tage liegt der Hirsch gewöhnlich im Walde versteckt; des Abends aber geht er auf seine Nahrung aus. Diese besteht aus Saat, Blättern, Baumknospen, Gras, Moos und Baumrinde.

Man zählt den Hirsch unter die sanften Thiere, doch giebt es Zeiten, wo er äußerst wild und auch für den Menschen gefährlich ist.

Das Fleisch der jungen Hirsche giebt gute, schmackhafte Braten, das der ältern ist zäh und hart. Die Haut wird von mehrern Handwerkern, und eben so auch das Geweih benutzt.

137.

Das Reh.

Man kann das Reh mit Recht ein niedliches, schmuckes Thier nennen. Mit dem Hirsche hat es viel Aehnlichkeit. Im Sommer ist es braun, im Winter grau. Es ist lebhafter, feuriger und stolzer als der Hirsch, von dem es aber an Größe übertroffen wird. Das Geweih wirft der Rehbock in jedem Herbste ab, und bekommt während des Winters ein neues.

Die Rehe haben mit den Hirschen die gleiche Nahrung. Ihr Fleisch ist aber zarter und köstlicher als das der Hirsche. Ihr Fell benutzt man auf vielerley Weise.

138.

Grausamkeit gegen Thiere.

Der kleine Daniel Windmüller war ein leichtsinniger Knabe, der wenig Gefühl hatte. Seine Aeltern hatten in ihrem Hauswesen viel zu thun, und waren dadurch verhindert, auf ihn die gehörige Aufsicht zu führen. Diesen Umstand benutzte Daniel, entzog sich oft den Augen des Vaters und der Mutter, und strich bisweilen Stundenlang mit den Gassenjungen herum.

Dadurch verwilderte Daniel, und verlor nach und nach alles Sanfte und Freundliche, das er als kleines Kind an sich hatte. Unter andern fand er auch Gefallen daran, Thiere übel zu behandeln. Er fing z. B. Fliegen, und riß ihnen Flügel und Beine ab. Den Katzen hing er bisweilen Blasen an, die mit Erbsen gefüllt waren, und setzte sie durch das Geräusch, das diese Blasen verursachten, in große Angst. Fand er ein Vogelnest, so nahm er die Jungen aus, und ließ sie erhungern.

Ein so roher, nichtswürdiger Bube war Daniel Windmüller. Seine Aeltern

erfuhren nichts von seiner Grausamkeit gegen Thiere, denn er übte sie außer dem Hause aus.

Einmahl fiel es ihm ein, junge Katzen auf das Feld zu tragen, und mit einigen seiner Cameraden auf sie mit Steinen zu werfen, um sie todt zu schlagen. Die unbarmherzigen Knaben hatten bereits eines von den armen Kätzchen getödtet, und warfen nun nach einem zweyten. Daniel traf es mit einem Steine an den Kopf, daß es fast todt darnieder gestreckt wurde. Eben wollte er einen zweyten Stein nach demselben werfen, als zwey Männer aus der Gegend dazu kamen.

Wie? sagte der eine von den zwey Männern, ihr findet ein Vergnügen daran, Thiere zu Tode zu quälen? Gleich weg mit den Steinen! Ein Thierquäler ist ein schlechter Mensch, und verdient, daß er hart bestraft werde!

Daniel war ein kecker Junge. Man hat mir nichts zu befehlen! rief er aus, warf den Stein wirklich nach der kleinen Katze, und traf sie abermahls.

Da wurden die zwey Männer höchst unwillig. Sie erwischten den abscheulichen Thierquäler Daniel, legten ihn auf die Erde, und gaben ihm mit einem Stocke mehrere derbe Hiebe. Er schrie jämmerlich, und die andern Knaben liefen davon.

Es traf sich, daß Daniels Vater gerade in der Nähe war. Daniel rief ihn zu Hülfe. Der Vater eilte hinzu, und fing an, die zwey Männer drohend anzureden. Da sie ihm aber erzählten, warum sein Sohn die Hiebe bekommen habe, sagte er: es ist ihm recht geschehen; ich danke, daß der böse Bube bestraft worden ist.

Nun nahm er den Sohn beym Arm, und führte ihn nach Hause. Hier setzte er ihm auseinander, wie schlecht und straffällig derjenige handle, der Thiere quäle. Gott hat die Thiere geschaffen, sprach er unter andern, und wer sie martert, der versündigt sich selbst gegen Gott.

Zur Strafe durfte Daniel drey Tage lang nicht am Tische seiner Aeltern essen. — Von nun an beobachtete ihn der Vater genauer. Ein Paar Mahl ertappte er ihn wieder über Thierquälereyen, und bestrafte ihn noch empfindlicher als das erste Mahl. Dadurch gelang es dem Vater, ihn von fernern Mißhandlungen unschuldiger Thiere abzuhalten.

139.

Das Vogelnest.

Jettchen und Fritz waren liebenswürdige Kinder. Jettchen stand im achten, Fritz erst im vierten Jahre.

Eines Tages kam zu diesen zwey Kindern Nepomuck, der zehnjährige Sohn eines Nachbars. Hört, sagte er zu ihnen, ich will euch in dem nahen Wäldchen etwas zeigen, was euch sehr freuen wird. Kommt mit mir!

Jettchen bat die Mutter, ihr und Fritzen zu erlauben, mit Nepomucken in das Wäldchen zu gehen. Die Mutter hatte dagegen nichts einzuwenden.

Nun hüpften die muntern Kinder fort, und kamen in die Nähe eines Gesträuches. Da flog ein Vogel heraus, setzte sich auf einen nahen Baum und zwitscherte ängstlich.

Kommt und seht! sprach jetzt Nepomuck, und führte die beyden Geschwister in das Gesträuch.

Ah! ah! ah! schön! allerliebst! riefen beyde freudig aus.

Es war ein Vogelnest mit sechs jungen Vögeln, die Nepomuck ihnen zeigte. Sie sperrten ihre Schnäbel auf, und pisperten in Einem fort.

Nepomuck, sagte Fritz, das Nest mit den Vögelchen nehmen wir mit.

Ey bewahre! rief Jettchen. Könntest du das über dein Herz bringen, Fritze? Sieh' und höre nur, wie die Mutter der Jungen ängstlich thut, wie sie herumflattert und traurig und erschrocken zwitschert! Könntest du ihr ihre Kinder rauben? Und wozu würden dir die jungen Vögel nützen? Einer würde nach dem andern sterben.

Fritz trat einige Schritte vom Vogelneste zurück. Nein, liebes Jettchen, sprach er, nein, ich will die lieben Thierchen nicht stören! Wir lassen die armen Jungen der Mutter, die wird am besten für sie sorgen.

Und nun gingen die drey gutgearteten Kinder sogleich wieder nach Hause, um die jungen Vögel nicht weiter zu stören, und der Alten nicht länger Angst zu machen. Diese flog nun zu ihren Kindern, und schien sehr vergnügt darüber, daß ihnen kein Leid zugefügt worden war.

140.

Das Rennthier.

Das Rennthier, das, wie der Hirsch, Geweihe hat, hält sich in sehr kalten Ländern auf, und ist dort von außerordentlichem Nutzen. Besonders ziehen von demselben die Bewohner von Lappland oder die Lappländer große Vortheile.

Gras und Laub ist im Sommer und Rennthiermoos und trockne Blätter im Winter die Nahrung des Rennthieres. Es lebt theils in der Wildniß, theils in den Wohnungen der Menschen. Die Jungen lassen sich ohne viele Mühe zahm machen.

Die Lappländer und andere nördliche Völkerschaften nähren sich von der Milch und dem Fleische dieses Thieres, machen aus dem Felle desselben Kleider, aus seinen Hörnern allerley Geräthschaften, aus den Knochen Nadeln und benutzen das Thier auch zum Zuge und zum Lastentragen.

Aus der Milch des Rennthieres macht man Butter und Käse; die Butter hat keinen sehr besondern Geschmack, dagegen werden die Käse um so mehr als delicat gerühmt.

Das Rennthier läuft ungemein schnell. Es kann in einem Tage sehr leicht gegen dreyßig Meilen zurücklegen. Auch läuft es sehr sicher über gefrornen Schnee hinweg.

141.

Der Giraffe.

Unter die sonderbarsten Thiere gehört der Giraffe, der an Länge des Körpers alle andern vierfüßigen Thiere übertrifft. Denn diese Länge beträgt 22 Fuß, und seine Höhe 16 Fuß. Sein dünner Hals allein ist sieben Fuß lang.

Der Giraffe, der auch Kameelparder genannt wird, hat einen länglichen Kopf, und auf demselben zwey einfache Hörner. Der Hals ist gegen den

Kopf zu schmal, wird aber nach unten zu immer breiter, und von dem Thiere senkrecht getragen. Vom Schwanze an gegen den Hals steigt der Rücken allmählig in die Höhe, und die vorderen Beine sind beynahe noch Ein Mahl so lang als die hintern. Vom Kopfe geht eine Mähne von langen steifen Haaren über den Hals und den ganzen Rücken fort. Die Haare am Leibe sind steif und kurz, schön schwärzlich und röthlichbraun gefleckt.

Dieses merkwürdige Thier hält sich im Innern von Afrika auf, und kommt selten nach Europa. Sein liebster Aufenthalt sind Laubwälder und seine Nahrung Blätter und Gras. Man kann es leicht fangen, zähmen und lenken; aber zur Arbeit kann es nicht benutzt werden.

142.

Die Gemse.

Die Gemse gleicht an Gestalt und Größe am meisten dem Ziegenbocke; nur sind ihre Füße etwas höher, und darum scheint sie auch etwas größer zu seyn. Sie

hält sich in Gebirgen auf, und zwar in den Gebirgen von Steyermark, Krain, Tyrol, Kärnten, Salzburg und der Schweiz.

Gleich über den Augen der Gemse stehen ihre Hörner hervor, die schwarz und aufrecht und mit runzligen Ringen umgeben sind. Oben endigen sie sich mit einem glatten Haken, der nach dem Rücken zu gekrümmt ist.

Die Gemse ist ein geselliges, muntres, flüchtiges, wildes und vorsichtiges Thier von großer Furchtsamkeit und Menschenscheu. Ist sie in Gefahr, so pfeift sie heftig durch die Nase. Im Klettern und Springen ist sie sehr geschickt, und springt oft zwanzig bis dreyßig Fuß hoch von steilen Felsen hinunter. Sie nährt sich von Kräutern.

Die Gemsenjagd ist nicht nur sehr beschwerlich, sondern auch gefahrvoll. Es vergeht kein Jahr, wo nicht Gemsenjäger von hohen Felsen in tiefe Abgründe hinabstürzten. Sie klettern den Thieren von Klippe zu Klippe nach, und tödten sie dann, wenn sie nicht mehr weiter können, mit einem langen Messer, worauf die Thiere vom Felsen hinabstürzen. Bisweilen werden aber die Jäger von ihnen hinabgestoßen.

Das Fleisch der jungen Gemsen wird sehr geschätzt und theuer bezahlt. Auch

das Talg der Gemsen ist gut. Die Hörner gebraucht man zu Stockknöpfen, und die dichten Felle zu Reithosen, Handschuhen, Colletten u. d. m. Eine Gemse wiegt oft einen halben Centner.

143.

Der Steinbock.

Der Steinbock wird in den hohen Schneegebirgen von Salzburg und Tyrol und in den Savoyschen Alpen angetroffen, wird aber immer seltner. Nur in der größten Hungersnoth kommt er von den steilen, unzugänglichen Felsen, die er bewohnt, in die Thäler herab. Er ist größer als eine Ziege, und wiegt, wenn er alt ist, oft mehrere Centner.

Der Steinbock gleicht unserm Ziegenbocke; nur sein Kopf, mit einem großen Barte versehen, gleicht dem Kopfe des Hirsches. Er nährt sich von Kräutern und wildem Gesträuch. Die Jungen lassen sich zahm machen, und mit den Hausziegen auf die Weide schicken.

Das Fleisch des Steinbockes wird sehr geschätzt; seine großen, starken, zurückgebogenen knotigen Hörner werden als Trinkgeschirre gebraucht, und sein Fell benutzt man auch.

144.

Die Angorische Ziege.

Die Angorische Ziege hält sich besonders in Angora, in Asien, auf, und ist unsrer gewöhnlichen Ziege sehr ähnlich. Sie zeichnet sich aus durch ein langes, feines, seidenartiges und blendend weißes Haar. Sie kommt auch in Deutschland fort, wo man sich hie und da mit der Zucht derselben abgibt. Im Winter muß sie vor der Kälte sorgfältig geschützt werden.

Aus den Haaren der Angorischen Ziege wird das sogenannte Kameelgarn gemacht und aus ihrer Haut der schöne Saffian. Auch ihre Milch und ihr Fleisch kann man benutzen, und es wäre daher zu wünschen, daß man in Deutschland die Zucht der Angorischen Ziege an recht vielen Orten betriebe.

145.

Das gemeine Schaf.

Zu den nützlichsten Hausthieren zählt man mit allem Rechte besonders das Schaf. Es ist ein sanftes und folgsames Thier, dabey aber auch dumm und furchtsam. Bey Feuersbrünsten geht es gewöhnlich geradezu in die Flamme und verbrennt.

Die Schafe lieben trockne Gegenden und trockne Kräuter. Es ist gut, wenn man ihr Futter bisweilen mit Salz bestreut, so wie frisches und reines Wasser für sie sehr gesund ist.

Die Schafe sind vielen Krankheiten unterworfen, und man muß sie daher sorgfältig warten und pflegen, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollen, besonders müssen sie vor der Nässe in Acht genommen werden.

Das Fleisch dieser Thiere ist schmackhaft, und aus ihrer Milch werden gute Käse bereitet. Aber den größten Nutzen gewähren sie durch ihre Wolle. Je länger, weißer, klarer und weicher diese ist, desto mehr wird sie geschätzt und desto theurer bezahlt. Die Spanischen und Englischen Schafe geben die beste Wolle.

146.

Der Auerochse.

Der Auerochse gleicht an Gestalt dem gewöhnlichen Ochsen; nur ist er wilder, größer und grimmiger. Schulter, Genick und Brust sind mit längeren Haaren bewachsen. Seine Hörner sind kurz, schwarz und sichelartig; sein Hals und Kopf kurz und stark; seine Farbe schwarzfahl. Ueber den Rücken geht ein mäusefahler Streifen. Von ihm stammen wohl unsre zahmen Ochsen ab.

Wild findet man den Auerochsen noch in Polen, Lithauen und Sibirien. Bisweilen wiegt er bis zwanzig Centner. In seinem Kopfe hat er eine außerordentliche Stärke. Oft wirft er in Thiergefechten Bären, Stiere und andere dergleichen Thiere in die Höh', und ritzt ihnen den Bauch auf. Sein dickes Fell wird benutzt.

147.

Der Büffel.

Mit unserm zahmen Ochsen hat auch der Büffel viel Aehnlichkeit, nur ist er stärker, schwerer und größer. Er wiegt gegen zehn Centner. Sein Kopf ist verhältnißmäßig klein, und seine Hörner drehen sich einwärts. Seine Haut ist meistens schwarz, und hie und da mit einzelnen borstenartigen Haaren bewachsen.

In Deutschland findet man ihn als Hausthier nur selten. Sein eigentliches Vaterland ist Asien und das nördliche Afrika. Er ist sehr plump; aber auch sehr wild und zornig, daher man ihm oft, wie dem Bären, einen Ring in die Nase legen muß, wenn man ihn regieren will. Vor dem Feuer fürchtet er sich, und die rothe Farbe macht ihn sehr wild und unbändig; daher man sich sehr in Acht nehmen muß, ihm mit einem rothen Kleidungsstücke nahe zu kommen. Man setzt sich dadurch der Gefahr aus, von ihm zertreten zu werden.

Der Büffel frißt viel, aber er begnügt sich mit dem schlechtesten Futter. Am Pfluge oder vor dem Wagen zieht er für zwey Pferde. Man kann an ihm alles benutzen — Fleisch, Haut, Haare, Hörner, Klauen, Knochen und den Mist.

148.

Der Mond und die Sonne.

Vater, sagte der kleine Eduard, wie groß ist wohl der Mond und die Sonne?

Was glaubst du wohl? fragte der Vater.

I nun, antwortete Eduard, so groß als unser großes Gartenthor ist wohl der Mond, und die Sonne so groß als unser kleines Hausthor.

Vater. Du glaubst also, der Mond sey größer als die Sonne?

Eduard. So scheint es. Der Mond ist mir schon mehrmahls größer vorgekommen als die Sonne.

Vater. Nach dem Scheine muß man nicht urtheilen. Er trügt sehr oft. Der Mond ist viel hundert Mahl kleiner als die Sonne.

Eduard. Unmöglich, Vater! Und doch erscheint er so groß.

Vater. Ich will es dir sagen, woher das kommt. Wenn uns ein Ding näher ist als ein anderes, so erscheint es uns immer größer. Der Mond ist uns um viele tausend tausend Meilen näher als die Sonne, daher scheint es, als sey er größer als sie. —

Eduard. Und wie groß ist nun der Mond und die Sonne?

Vater. Beyde sind viele tausend Mahl, ja viele Millionen Mahl größer als unser Gartenthor. Der Mond ist nur funfzig Mahl kleiner, als unsre ganze Erde, aber die Sonne mehr als eine Million Mahl größer als sie.

Eduard. Vater, das ist kaum zu glauben! Sie scheint doch nicht sehr groß zu seyn, die Sonne!

Vater. Das kommt daher, weil sie von unsrer Erde über zwanzig Millionen Meilen weit entfernt ist, so, daß wenn von uns eine Kanonenkugel bis zur Sonne fliegen sollte, sie nur nach einigen zwanzig Jahren dahin gelangen würde.

Eduard erstaunte darüber. Das war ihm alles noch ganz neu. Der Vater erzählte ihm noch Mehreres darüber, und der Sohn hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu.

149.

Großer Werth der Gesundheit.

Herr Klinger hatte vier Kinder, zwey Söhne und zwey Töchter. Heinrich und Leopold hießen jene, Nantchen und Linna diese.

Herr Klinger war ein vernünftiger Mann, und erzog seine Kinder zweckmäßig; besonders richtete er auf ihre Gesundheit sein Augenmerk. Was hilft uns alles, sprach er oft, wenn wir nicht gesund sind! Wir sind dann elende, unglückliche Menschen.

Eines Tages ging Herr Klinger mit seinen Kindern spazieren. Da erblickten sie in einiger Entfernung eine schöne Kutsche, die von vier herrlichen Rappen

gezogen wurde. Sie rollte schnell daher. Auf Ein Mahl aber hielt die Kutsche still, und man hörte ein jämmerliches Geschrey.

Herr Klinger glaubte, es sey ein Unglück vorgefallen, und eilte mit seinen Kindern zu der Kutsche. Da sahen sie nun einen reichen Mann im Wagen sitzen, der schrie und jammerte.

Als Herr Klinger sich erkundigte, ob etwa dem Herrn, der in der Kutsche säße, ein Unglück begegnet sey, zog ihn einer von den Bedienten bey Seite, und sagte ganz leise: Es ist kein Unglück vorgefallen; aber unser Herr hat fast in seinem ganzen Körper die Gicht; die Schmerzen überfallen ihn oft plötzlich, und dieß ist auch jetzt der Fall.

Nach einiger Zeit hörten die Schmerzen auf. Der reiche Mann kam wieder zu sich, und rief Herrn Klinger mit seinen vier Kindern zu sich. „Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, sprach er zu ihm. Sehen Sie, ich bin zwar ein reicher, aber auch ein unglücklicher Mann — denn ich bin nicht gesund. Ich habe nicht mäßig genug gelebt, bin von meinen Aeltern verzärtelt worden, habe mir wenig Bewegung gemacht, wenig gearbeitet, und muß nun dafür hart genug büßen. Was helfen mir alle meine Reichthümer? Ich kann sie nicht genießen, und

meines Lebens nie froh werden. Ach, könnte ich mir mit all' meinem Geld und Gut einen gesunden Körper erkaufen, mit Freuden gäb' ich alles dafür hin. Mein Herr, erziehen Sie Ihre lieben Kinder anders als mich meine Aeltern erzogen haben; verzärteln Sie sie nicht, und sagen Sie ihnen oft: daß Gesundheit mehr werth sey als alle Reichthümer der Welt."

Ich bin ganz Ihrer Meinung, versetzte Herr Klinger, und meine Kinder sollen nicht verweichlicht werden. Ich wünsche Ihnen von Herzen baldige Befreyung von Ihrem Uebel.

Ach, rief der Reiche, diese Befreyung kann ich nicht hoffen! Ich werde mich bis an mein Grab mit meinem siechen Körper fortschleppen müssen. Gott behüthe Sie!

Mit diesen Worten fuhr der reiche Mann weiter.

150.

Wie erhält man seine Gesundheit.

(Beschluß.)

Die Kinder des Herrn Klinger waren sehr ernsthaft geworden, und bedauerten von Herzen den traurigen Zustand des reichen Mannes.

Seht, lieben Kinder, sprach der Vater, wie unglücklich man ist, wenn man seine Gesundheit verloren hat. Der reiche Mann hatte sehr Recht, als er sagte, daß Gesundheit mehr werth sey als alle Reichthümer der Welt.

Die Kinder bathen den Vater, er möchte ihre Gesundheit beschützen, damit sie nicht so elend würden wie der reiche Mann.

Der Vater sagte darauf: Lebt immer vernünftig und einfach, so werdet ihr eure Gesundheit nicht leicht verlieren. Euren Körper müßt ihr abhärten und an jede Witterung, so wie an alle Beschwerden gewöhnen. In allen euren Genüssen

Wie erhält man seine Gesundheit?

II. Theil.

Erzählung 150.

müsset ihr mäßig seyn, nicht zu viel essen, trinken und schlafen, und euch oft Bewegung in freyer, frischer Luft machen. Habt ihr euch erhitzt, so dürfet ihr euch nie schnell abkühlen, denn das ist für die Gesundheit und das Leben gefährlich. Leckereyen und Süßigkeiten müßt ihr verschmähen, denn sie verderben leicht den Magen; je einfacher die Kost, desto besser. Auch müsset ihr euren Körper recht reinlich halten, und daher oft baden. Wenn ihr dieses genau befolgt, so wird es euch gelingen, eure Gesundheit aufrecht zu erhalten.

Die Kinder versprachen, darauf immer aufmerksam zu seyn.

Als der Winter eintrat, bathen Heinrich und Leopold, der Vater möchte ihnen Schlittschuhe kaufen, weil sie sich im Schlittschuhlaufen zu üben wünschten.

Das ist eine gute, gesunde Uebung, sprach der Vater, ihr sollt Schlittschuhe haben. Darüber freuten sich die Knaben ungemein.

Nach einer Woche waren die Schlittschuhe gekauft. Der Vater ging nun selbst mit den Knaben aufs Eis, und zeigte ihnen, wie sie die Schlittschuhe anmachen, und darauf laufen sollten. Anfangs stürzten sie häufig auf dem Eise

hin. Daraus machten sie sich aber nichts. Nach zwey Wochen konnten sie bereits recht geschickt Schlittschuh laufen.

Die Mädchen sahen ihren Brüdern bey diesen Uebungen oft zu. Wenn wir nur auch eine ähnliche Uebung vornehmen könnten! sprachen sie.

Es giebt wohl Frauenzimmer, sagte der Vater, die auch Schlittschuhe laufen. Aber für Frauenzimmer ist doch diese Uebung nicht ganz passend. Ich will für euch auf eine andere Weise sorgen.

Der Vater ließ nun für die zwey Töchter einen leichten Schlitten machen. Dieser wurde auf das Eis gebracht, und Nantchen und Linna setzten sich hinein. Leopold und Heinrich zogen und stießen nun diesen Schlitten vorwärts. Es ging so schnell, als wenn er von Pferden gezogen worden wäre.

Diese Unterhaltung auf dem Eise gefiel den Kindern sehr, und sie wurde den Winter hindurch fast alle Tage vorgenommen. Die Mädchen wurden dabey durch die frische Winterluft recht sehr gestärkt, und hatten immer Wangen, die wie Rosen blühten.

Aus den Kindern des Herrn Klinger wurden gesunde kraftvolle und fröhliche Menschen.

151.

Das Pferd.

Das Pferd gehört zu den schönsten vierfüßigen Thieren. Es zeichnet sich durch seinen regelmäßigen Körperbau, so wie durch seine Schnelligkeit und Stärke aus. Manches Englische Pferd läuft schneller wie der Wind.

Das Pferd kann eben so gut zum Ziehen als zum Tragen gebraucht werden. Im Kriege beweist es viel Herzhaftigkeit und Muth. Im größten Getümmel der Schlacht bleibt es furchtlos und entschlossen, es flieht nicht und wird nicht wild. Fällt es in der Schlacht, so giebt es keinen Klageton von sich.

Die Stellung und der Gang des Pferdes ist stolz. Durch gute Worte läßt es sich besser ziehen und lenken als durch Schelten und Schlagen.

Auch durch seine Klugheit und Gelehrigkeit zeichnet sich das Pferd aus. Man kann es zu verschiedenen Kunststücken abrichten.

Der größte Nutzen des Pferdes bestehet darin, daß man es zum Reiten, Ziehen und Lasttragen trefflich gebrauchen kann. Mehrere rohe Völker genießen

sein Fleisch und seine Milch. Die Haut, die Haare des Schwanzes, der Huf, das Fett am Halse, die Zähne und der Pferdemist werden benutzt.

Für die schönsten, flinksten und besten Pferde hält man die Arabischen. Unter den Europäischen werden die Spanischen, Englischen und Neapolitanischen am meisten geschätzt. Aber auch die Hollsteinischen, Mecklenburgischen, Dänischen, Polnischen und Ungarischen werden zu den guten Pferden gezählt.

Kinder müssen sich vor Pferden in Acht nehmen, wenn sie nicht von ihnen geschlagen und wohl gar getödtet werden wollen, was schon mancher leichtsinnige Knabe erfahren hat.

152.

Der Esel.

Gewöhnlich verachtet man den Esel; aber im Grunde ist er doch ein sehr nützliches Thier. Es gibt auch wilde Esel, die man Waldesel zu nennen pflegt, und

man findet deren ganze Heerden in der Tartarey. Sie sind größer, schlanker und viel flinker als der zahme Esel.

In sehr kalten Gegenden kommt der Esel nicht gut fort, dagegen gedeiht er am besten in wärmern Ländern, z. B. in Afrika, in Spanien und Italien. In diesen Ländern ist der Esel auch nicht so faul und plump, und daher auch nicht so verachtet als in Deutschland. Hier wird er mit dem schlechtesten Futter erhalten, und überhaupt sehr schlecht behandelt; daher mag wohl größtentheils sein übles Aussehen und seine Trägheit rühren.

Man hält dieses Thier gewöhnlich für sehr dumm. Dieß ist es aber nicht. Das kann man schon daraus schließen, daß der Esel seinen Treiber unter tausend Personen erkennt, und daß er einen Weg, den er einmahl gemacht hat, sich sehr wohl bemerkt und ihn wiederfindet.

Der Esel ist übrigens als Hausthier von großem Nutzen. Seine Unterhaltung kostet nicht viel. Er nimmt mit dem schlechtesten Futter, selbst mit Disteln vorlieb. Aber klares Wasser muß er haben; das trübe verschmäht er selbst bey großem Durste.

In steilen, bergigen Gegenden ist der Esel ein treffliches Lastthier. Er geht

viel sicherer und auch sanfter als das Pferd, und trägt dabey ziemlich schwere Lasten. Ist er zu stark beladen, so senkt er Kopf und Ohren, sperrt das Maul auf und zieht die Lefzen ein. In sandigen Gegenden zieht er auch den Pflug.

In Spanien und Italien ißt man das Eselsfleisch. Das Fleisch von den Eselsfüllen besonders wird für eine große Delicatesse gehalten. Die Eselsmilch ist leicht verdaulich, und wird in manchen Krankheiten von den Aerzten empfohlen. Die Haut, die Haare und der Mist des Esels können gut benutzt werden.

153.

Das wilde Schwein.

Das wilde Schwein findet man in vielen Europäischen Ländern. Von dem zahmen Schweine unterscheidet es sich durch einen längern Kopf, längere Hauzähne, kürzere Ohren, welche aufrecht stehen, stärkere Füße, und schwarze Borsten, die lang und dicht sind. Den Nahmen Schwarzwildpret hat es von seiner Farbe bekommen.

Die wilden Schweine lieben die Geselligkeit, und halten sich gern in dichten Waldungen bey morastigen Plätzen auf. Ihr Muth und ihre Stärke ist groß, und gerathen sie in Getreidefelder oder in Gemüsegärten, so thun sie großen Schaden. In den Wäldern nähren sie sich von allerley Wurzeln, Eicheln u. d. m.

Im November und December macht man gewöhnlich Jagd auf sie, weil sie in den gedachten Monathen am fettesten sind. Ihr Fleisch und ihre Haut werden sehr geschätzt, und ihre Hauzähne zum Glätten benutzt.

154.

Das zahme Schwein.

Das zahme Schwein findet man fast auf der ganzen Erde, nur in sehr kalten Ländern nicht, weil es die Kälte nicht recht vertragen kann. — Es ist ein sehr gefräßiges Thier, das mit allem, was nur genießbar ist, vorlieb nimmt, und oft den Unrath anderer Thiere frißt. Selbst an Aas und Leichen, so wie an Schlangen und andere kleine Thiere macht es sich. Man erzählt sogar, daß dieses

Thier selbst wehrlose Kinder anfalle und auffresse; daher diese vor den Schweinen in Acht genommen werden müssen.

Das Schwein hat einen sehr feinen Geruch. Es wittert z. B. recht gut alle süße Wurzeln unter der Erde und gräbt sie aus; auch wühlt es nach Regenwürmern, Feldmäusen und Maden. In manchen Ländern richtet man es ab, eine Art Erdschwämme, die man Trüffeln nennt, aufzusuchen und auszugraben. In Eichen- und Buchenwäldern befindet es sich trefflich und mästet sich durch die Früchte der Eichen und Buchen gut aus. In den menschlichen Wohnungen wird es mit schlechtem Mehl, geschrotenem Getreide, Kartoffeln, Trebern, Rüben u. d. m. gefüttert. Es trinkt viel, und das Futter muß ihm oft durch laues Wasser saftig gemacht werden. Gibt man ihm Pfefferkörner zu fressen, oder Salz- und Seifenwasser zu trinken, so stirbt es oft daran. Auch vor Regen, Schnee, Thau und Reif muß man es in Acht nehmen, und dafür sorgen, daß sein Stall geräumig, warm, trocken und reinlich sey. Es ist vielen Krankheiten ausgesetzt, und bedarf daher einer sorgfältigen Pflege.

Der Nutzen, den das Schwein in der Haushaltung gewährt, ist groß. Sein Fleisch wird geschätzt, aber der häufige Genuß desselben ist nicht gesund.

Man hat schon Mastschweine von acht bis neun Centnern geschlachtet. Der Speck ist dasjenige, wodurch das Schwein am meisten nützt. Die Stellen seines Körpers, die speckig sind, haben keine Empfindung, und daher kommt es, daß sich bisweilen Mäuse hineinfressen, ohne daß das Schwein etwas davon fühlt. Uebrigens kann man von dem Schweine alles benutzen, Blase, Zähne, Borsten, Haut, Fett oder Schmeer, Blut, Eingeweide und den Mist.

155.

Regen. Schnee. Hagel.

Lieben Kinder, sagte Herr Sprink zu seinen zwey kleinen Söhnen, ihr sehet oft regnen, schneyen und hageln; aber wisset ihr auch, wie der Regen, der Schnee und der Hagel entstehen?

Das wußten die Kinder nicht.

Gebt Acht, sprach Herr Sprink, ich will es euch erklären.

Unsre Erde dünstet viel aus. Besonders steigen aus den Bäumen, Kräu-

tern, Blumen und aus andern Gewächsen, so wie aus den Gewässern, den Flüssen, Teichen, Seen und Meeren viele feuchte Ausdünstungen in die Luft empor. Hier ziehen sie sich zusammen, werden zu Tropfen und fallen dann zur Erde herab. So entsteht der Regen. Ist er sehr fein, so nennt man ihn einen Staubregen; fallen große Regentropfen mit Schnelligkeit und in großer Menge herab, so daß es gleichsam gießt, so heißt dieß ein Platzregen. Bestreicht der Regen nur einen kleinen Strich, so nennt man dieß einen Strichregen, scheint er sich aber über ganze Provinzen auszubreiten, so spricht man von einem Landregen. Ziehen sich die Tropfen zusammen, und stürzen sie dann wie aus Schefseln aus der Luft herab, so pflegt man dieß einen Wolkenbruch zu nennen, der oft ganze Gegenden verwüstet.

Haben sich die feuchten Ausdünstungen in der Luft in Tropfen zusammengezogen, und es ist so kühl, daß diese Tropfen während des Herabfallens gefrieren, so entstehen daraus Hagelkörner, und man sagt es hagelt, oder es fallen Schlossen. Oft sind die Hagelkörner wie ein Hühner- oder Gänseey groß, und können dann nicht nur Felder verwüsten, sondern auch Gebäude beschädigen, so wie Menschen und Thiere tödten.

Wenn die wäßrigen Ausdünstungen in der Luft ehe sie zu Tropfen werden durch die Kälte verdichtet werden und etwas gefrieren, so entsteht daraus der Schnee, der dann in kleinern oder größern Flocken herabfällt.

156.

Nebel. Wolken. Thau. Reif.

Ein andermahl fragte Herr Sprink seine Kinder, ob sie wohl wüßten, wie der Nebel und die Wolken, so wie der Thau und Reif entständen?

Auch das wußten die Kinder nicht. — Der Vater erklärte es ihnen.

Ich habe euch bereits gesagt, sprach er, daß unsre Erde stark ausdünstet. Wenn nun diese Ausdünstungen, ehe sie höher in die Luft gestiegen sind, durch die kühle Witterung etwas verdichtet werden, so entsteht daraus der Nebel.

Steigen aber die Ausdünstungen der Erde höher in die Luft, werden sie da dichter, und ziehen sich enger zusammen, so werden daraus Wolken.

Der Thau ist nichts anderes, als feuchte Ausdünstungen der Erde und insbesondere der Pflanzen und Bäume, welche Ausdünstungen gewöhnlich des Nachts hervorgebracht werden und des Morgens sich verdichteten. Es entstanden daraus kleine Perltropfen, die auf die Pflanzen herabfielen. So entstand der Thau.

Gefriert der Thau auf den Gewächsen, so heißt er dann Reif.

157.

Irrlichter. Sternschnuppen.

Herrn Sprinks Kinder hatten schon mehrmahls des Nachts Sternschnuppen aus der Luft fallen sehen. Sie fragten den Vater: ob denn diese Schnuppen bis von den Sternen kämen?

Unwissende Leute, antwortete er, glauben dieß allerdings. Sie stellen sich die Sterne wie Lichter vor, welche Schnuppen bekommen und dann geputzt werden. So verhält sich aber die Sache nicht. Die Sterne sind erstaunlich große

Weltkörper, und die meisten von ihnen noch größer als die Sonne und viele Millionen Millionen Mahl größer als unsre Erde. Sie brennen nicht, und haben keine Schnuppen wie unsre Lichter. Die sogenannten Sternschnuppen sind nichts anderes, als brennbare Dünste der Luft, die sich zusammenziehen, entzünden und hierauf nach der Erde herabsenken. Es ist bloß Täuschung, wenn es scheint, als wenn sie von den Sternen herabfielen.

Zu einer andern Zeit kamen die Kinder zu dem Vater, und fragten ihn, was sie von den Irrlichtern halten sollten, von denen man ihnen so eben erzählt habe. Man hat uns versichert, sprachen sie, daß es Geister wären, welche die Menschen gern irre führen, und in Sümpfe und Moräste hinlocken.

So etwas, antwortete der Vater, müßt ihr nicht glauben. Das ist abgeschmacktes, abergläubisches Gerede. Ich will euch erklären, welche Bewandniß es mit den sogenannten Irrlichtern habe. In manchen Gegenden, besonders da, wo es Moräste und Sümpfe gibt, steigen Ausdünstungen hervor, die brennbarer Natur sind. Wenn sich diese Ausdünstungen, was oft der Fall ist, des Nachts entzünden, so scheint es, als wenn kleine Lichtchen über der Erde schwebten. Und diese Lichtchen nennt man Irrlichter. Sie können freylich den, der ihnen folgt,

sehr irre führen. Denn da sie häufig an und über den Sümpfen und Moräſten zum Vorscheine kommen, so kann der, der ihnen nachgeht, leicht in einen Sumpf versinken.

158.

Der kleine Grobian.

Der kleine Christoph war ein unartiger Knabe. Auf das, was man Wohlstand und Höflichkeit nennt, sah er fast gar nicht. Vor erwachsenen Menschen nahm er selten den Hut ab, und sprach gewöhnlich in einem rohen, harten Tone.

Die Folge davon war, daß man ihn verachtete und einen kleinen Grobian nannte. Oft sagte man, wenn man jemanden wegen seines unhöflichen Wesens recht tadeln wollte: du bist so grob wie Christoph.

Einmahl ging er aus der Schule nach Hause. Er erblickte ein armes, altes Weib, das kaum gehen konnte, und sich auf einen Stab stützte. Statt neben

diesem armen Weibe vorbeyzugehen, verlangte der rohe Bube mit Ungestüm, daß es ihm aus dem Wege treten sollte

Das alte Weib lehnte sich mit Mühe an die Wand eines Hauses, und sagte: er möchte nur vorbeygehen. Muß man sich doch von dem Bettelvolke so incommodiren lassen, sprach der grobe Mensch, und schwankte absichtlich so ungeschickt bey dem Weibe vorbey, daß es umgestoßen wurde, und sich den Kopf etwas wund schlug.

Das sahen mehrere Menschen, die sich in der Nähe befanden. Du abscheulicher Grobian! riefen sie unwillig aus, und ein starker Mann von ihnen eilte herbey, um Christophen zu züchtigen. Dieser wollte nun sein Heil in der Flucht suchen. Aber mehrere seiner Mitschüler, die hinter ihm gegangen waren, und die sein häßliches Benehmen gegen die alte Frau verdroß, liefen ihm nach, und ertappten ihn. Er schlug freylich wie ein wildes Thier um sich, zerkratzte einem das Gesicht, und biß den andern in die Hand. Aber entwischen konnte er doch nicht.

Nach wenigen Augenblicken war jener starke Mann da, nahm ihn, wie er es verdiente, beym Schopfe, und gab ihm mit einem Stocke einige derbe Hiebe.

Du abscheulicher Grobian! sagte dabey der Mann, glaubst du denn, daß man andere Menschen so roh und grob behandeln dürfe? Du verdientest, daß man dich in ein Gefängniß sperrte, und dir öffentlich einige Prügel gäbe!

Der Lehrer erfuhr das Vorgefallene. Christoph erhielt von ihm einen scharfen Verweis, und durfte eine Woche lang in der Schule nicht sitzen, sondern mußte in dem Ofenwinkel stehen. An seiner Brust hing außerdem ein Täfelchen mit den Worten: **Ein häßlicher Grobian!**

Christophs Mitschüler beschlossen, mit ihm nicht mehr umzugehen, bis er nicht höflicher und artiger würde.

Dieses Ereigniß wirkte auf Christoph sehr, und er fing an, etwas bescheidner und höflicher zu werden. Doch da er aus der Schule austrat, verfiel er wieder in seinen alten Fehler, und aus dem kleinen Grobian wurde nun ein großer.

159.

Christoph der Grobian.

(Beschluß.)

Christophs Vater gab ihn zu einem Buchbinder in die Lehre. Hier blieb er aber nicht lange. Zwar war sein Meister mit seinem Fleiße zufrieden, aber desto unzufriedner mit seinem groben Wesen.

Wenn ihn der Meister eines begangenen Fehlers wegen tadelte, so nahm Christoph einen solchen Tadel nicht immer mit Bescheidenheit an, sondern widersprach oft dem Meister in einem unerlaubten Tone, und brummte und knurrte vor sich. Dieß bewog den Meister, ihn schon nach drey Wochen zu entfernen.

Und so ging es Christophen bey mehrern Meistern. Nirgends mochte man sein grobes Benehmen leiden, und jagte ihn bald wieder fort. Er wurde endlich ein Bürstenbinder, und wanderte als Geselle in eine entfernte Gegend. Hier veranlaßte er oft Händel, und niemand war ihm gewogen. Als er sich eines Sonntags in einer Schenke befand, wurde er gegen einen fremden Mann sehr

grob. Es entstand daraus nicht nur ein heftiger Streit, sondern auch eine ernstliche Balgerey, bey der sogar Blut floß. Die Obrigkeit mußte sich ins Mittel legen und ließ die Zänker arretiren.

Bey einer genauern Untersuchung ergab es sich, daß Christoph an dem Vorgefallenen einzig und allein Schuld sey. Da er als ein Grobian und Erzzänker schon lange verrufen war, und eben Rekruten ausgehoben wurden, so ward er unter die Soldaten gesteckt.

Auch als Soldat wollte Christoph seine Grobheit nicht ablegen. Einige Mahl begegnete er dem Korporal unanständig. Da folgte aber die Strafe dem Vergehen gleich auf dem Fuße nach. Christoph erhielt mit dem Korporalstocke mehrere Hiebe. Und als er einige Zeit darauf selbst einem Officiere grob begegnete, so mußte er Spießruthen laufen.

Christoph sah nun wohl, daß er hier mit seiner Grobheit nicht weit kommen könne, und fing an, bescheidner und höflicher zu werden. Nun wurde man ihm auch geneigter, und da er sonst nicht ungeschickt war, so gelang es ihm, bis zum Feldwebel zu avanciren.

160.

Großmuth.

Lieber Lehrer, sprach eines Tages der kleine Gustav, was versteht man unter Großmuth?

Das will ich dir durch eine kurze Geschichte begreiflich machen, antwortete der Lehrer.

In Spanien lebte ein Mann, der hieß Don Emanuel. Es war ein rechtschaffener Mann; aber er hatte in der Stadt, in der er wohnte, einen Feind, welcher Don Diego hieß, und sehr mächtig war. Dieser Don Diego verfolgte ihn stark, hinderte ihn in fast allen seinen Unternehmungen, und machte, daß seine zwey Söhne, die er herzlich liebte, zu Soldaten genommen wurden. Don Emanuel hatte einen Proceß. Er war gerecht. Aber durch Don Diego's Bemühungen verlor er den Proceß, kam dadurch um all' sein Vermögen, und wurde sehr arm.

Nun traf es sich nach einigen Jahren, daß in Spanien ein Krieg ausbrach, und die Stadt, in der Don Diego wohnte, von den Feinden erobert wurde. Diego hatte viele Gegner. Die klagten ihn beym Feinde an, und der General gab Befehl, ihn zu fangen und vor ein Kriegsgericht zu bringen, damit er bestraft werde.

Das hörte Don Emanuel. Statt sich zu freuen, daß sein Feind nun unglücklich und außer Stande seyn werde, ihm zu schaden, ging ihm seine Lage zu Herzen. Er eilte zu ihm, und unterrichtete ihn von seiner Gefahr.

Don Diego ergriff nun die Flucht. Man verfolgte ihn. An Emanuels Wohnung stieß ein Garten. In diesen sprang der Flüchtling. Emanuel sah ihn, und versteckte ihn in seinem Hause, bis die Gefahr vorüber war. Er brachte sich dadurch freylich selbst in die größte Gefahr. Denn wurde Diego bey ihm gefunden, so mußte er vielleicht mit dem Leben dafür büßen, daß er ihn verborgen hatte. Als die Feinde wieder aus dem Lande waren, durfte Don Diego wieder ohne Gefahr öffentlich erscheinen. Er fiel dem Don Emanuel an die Brust, und sagte: Ich war Ihr Feind, und Sie haben an mir in meiner Gefahr als Freund gehandelt; Sie haben die Beleidigungen und Nachtheile vergessen, die

ich Ihnen zugefügt habe, und anstatt mir zu schaden, haben Sie sich meiner angenommen. Ihnen verdanke ich mein Leben. Sie haben Böses mit Gutem vergolten. Sie sind ein edler, großmüthiger Mann! Seyn Sie ewig mein Freund, so wie ich ewig der Ihrige seyn werde, und haben Sie den herzlichsten Dank für alles, was Sie an mir gethan haben.

Don Emanuel war gerührt. Es sey alles vergessen, was ehemals unter uns vorgefallen ist, sprach er. Wir wollen Freunde seyn.

Sieh', lieber Gustav, eine solche Denkungsart, wie Don Emanuel sie an den Tag legte, nennt man Großmuth.

Don Emanuel war ein edler, vortrefflicher Mann! rief Gustav freudig aus, und der Lehrer sagte darauf: Lieber Gustav, werde du einmahl auch ein so edler, vortrefflicher Mann!

161.

Das Flußpferd.

Das Flußpferd, das auch Nilpferd und Wasserschwein heißt, ist ein unförmliches Thier. Sein Kopf sieht einem Ochsenkopfe ähnlich. Es hat einen ungeheuern Rachen, in welchem große, lange und schwere Zähne stecken, die so fest sind, daß sie wie Feuersteine Feuer geben, wenn man sie mit einem Stahle zusammenschlägt. Das Maul des Flußpferdes ist mit steifen Haaren bewachsen; seine Ohren und Augen sind klein; die derben Beine kurz, eben so der Schwanz, und der ganze Körper dick, unbehülflich und plump. Seine dicke Haut ist von schwärzlicher Farbe, und nur unmerklich mit Haaren bedeckt.

Das Flußpferd lebt in Afrika. Man findet es besonders am Nilflusse; daher es auch Nilpferd heißt. Sein Gebiß ist scharf und furchtbar; da es aber ein sanftmüthiges Thier und auf dem Lande ungeschickt im Laufen ist, so haben die Landthiere sich vor demselben nicht zu fürchten. Im Schwimmen ist es geschickt,

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Die frohen Kinder.

Erzählung 162.

und hält sich am liebsten im Schilfe auf. Des Nachts kommt es aus demselben hervor und sucht seine Nahrung, die in Gewächsen und Fischen besteht. Den Reiß- und Zuckerrohrfeldern thut es oft großen Schaden. In den ältern Zeiten machte es die Fahrt auf dem Nile sehr gefährlich.

Ein Flußpferd wiegt gegen dreyßig Centner. Sein Fleisch ist schmackhaft, und seine Zunge insbesondere wird, geräuchert, als eine große Delicatesse angesehen. Es gibt ungefähr tausend Pfund Speck, aus welchem man Thran macht, so wie man das Fett als Butter braucht. Die feste, starke Haut wird auch benützt.

162.

Die frohen Kinder.

Carl feyerte seinen Geburtstag, und bekam von seinen Eltern die Erlaubniß, mehrere Kinder, Knaben und Mädchen, zu sich einzuladen. [illegible] Rachen, und es können derselben ein kurzes Briefchen, in welchem er sie bath

Alle kamen, und so waren sechs Kinder, drey Knaben und eben so viele Mädchen beysammen. Sie hielten einen kleinen Schmaus, und tranken dabey auf Carls Gesundheit. Dann unterhielten sie sich mit allerhand unschuldigen Spielen, und waren alle herzlich froh.

Carls Aeltern freuten sich über den Frohsinn dieser sechs liebenswürdigen Kinder. Sie bereiteten ihnen eine heimliche Freude. Als sie in den Zimmern lange genug gespielt hatten, wurden sie eingeladen, in den Garten zu kommen. Hüpfend folgten sie den Aeltern von Carl.

Welche Freude! In dem Garten fanden sie auf einem freyen Platze einen Baum aufgerichtet, an welchem verschiedene Eß- und Spielwaaren hingen. Die frohen Kinder jubelten, umringten den Baum, und tanzten um denselben herum. Hierauf wurden die an dem Baume hängenden Sachen herabgenommen, und unter die Kinder vertheilt.

So vergingen ein Paar Stunden sehr angenehm. Carl dankte seinen Freunden und Freundinnen, daß sie ihm die Freude gemacht hatten, ihn zu besuchen. Er [illegible]ere Liebe und Freundschaft, und alle riefen aus: Carl, Die[illegible]nade; wir werden dich immer herzlich lieb haben!

II. Theil

E[illegible]

163.

Der Wallfisch.

Unter allen Thieren ist der Wallfisch der größte. In ältern Zeiten erreichte er oft eine Länge von 120 Fuß. Jetzt läßt man ihn nicht groß werden, sondern fängt ihn kleiner weg. Dessen ungeachtet werden noch immer bisweilen Wallfische von 50 bis 80 Fuß gefangen. Ihre Dicke beträgt 40 bis 50 Fuß.

Der größte Theil am Wallfische ist der Kof, der fast die Hälfte des Körpers ausmacht. Dagegen sind die Augen sehr klein. Die Zunge gleicht einem großen Stücke Speck, ist unbeweglich und mehrere tausend Pfund schwer. In den obern Kinnladen liegen viele sichelförmig gekrümmte Knochen, die man Baarten nennt, und die oft zusammen acht bis zehn Centner wiegen. Aus ihnen wird das Fischbein gemacht.

Der Rachen des Wallfisches ist ungeheuer groß. Wenn das Thier getödtet ist, so fährt man gewöhnlich mit einem Kahne in den Rachen, und es können

dann bequem acht Männer darin handthieren. Dagegen ist der Schlund sehr enge, so, daß man kaum mit einer Faust durchkommen kann.

Auf dem Kopfe des Wallfisches befinden sich zwey Luftröhren. Aus diesen schießen mit einem Geräusche, das oft eine Meile weit zu hören ist, zwey Wasserstrahlen in die Luft. Sind viele Wallfische an einem Orte beysammen, so sehen diese Wasserstrahlen von weitem aus, wie wenn über einer Stadt aus vielen Kaminen Rauch in die Luft aufstiege.

In dem Schwanze besitzt der Wallfisch die größte Stärke, und kann damit mit Einem Schlage ein mittelmäßiges Schiff zertrümmern.

Der Wallfisch nährt sich von Seewürmern, Fischen, Schnecken u. d. m. In den nördlichen Meeren, besonders von Grönland und Spitzbergen findet man ihn am häufigsten. Das Weibchen wirft auf Ein Mahl nur Ein Junges, das ungefähr zwanzig Fuß lang und grau marmorirt ist. Zwey Jahre lang trinkt es die Muttermilch, die der Kuhmilch sehr ähnlich ist.

164.

Der Wallfischfang.

Da man von den Wallfischen beträchtlichen Nutzen ziehen kann, so begeben sich aus vielen Ländern Menschen nach jenen Gegenden, wo diese Thiere wohnen, um welche davon zu fangen. So gehen aus England, Holland, Dänemark, Schweden, von Hamburg, Bremen u. s. w. alle Jahre Schiffe auf den Wallfischfang besonders nach Grönland und Spitzbergen ab. In der Gegend von Spitzbergen sind oft mehrere hundert Schiffe beysammen, von denen im May und Junius leicht ein Paar tausend Wallfische gefangen werden.

Die Schiffe, die auf den Wallfischfang ausgehen, müssen groß, und jedes derselben mit mehrern kleinen Fahrzeugen oder Schaluppen versehen seyn. Von diesen werden ein Paar abgeschickt, sobald ein Wallfisch in der Nähe ist. Wenn man denselben nahe genug gekommen ist, so wird nach ihm eine Harpune oder ein langer eiserner Pfeil mit Wiederhaken geworfen. Diese Harpune ist an einem

Seile befestigt, das ohngefähr hundert Klaftern lang ist. So wie die Harpune in den Leib des Thieres eingedrungen ist, läßt man es von der Winde los, über die es gewickelt war. Der Wallfisch taucht sich nun in die Tiefe des Meeres; kommt er wieder auf die Oberfläche des Wassers, so wird er von neuem mit Harpunen beworfen, und dieß so lange, bis er sich verblutet und so matt ist, daß er vollends mit Lanzen getödtet werden kann. Ist er todt, so zieht man ihn zum großen Schiffe. Hier steigen nun mehrere Leute mit Spornen auf ihn, und hauen sowohl den Speck als die Baarten in dem Rachen aus. Das Gerippe überläßt man den Seevögeln. Aus dem Specke erhält man Thran, und die Baarten geben das sogenannte Fischbein.

Eingeborne Amerikaner fangen den Wallfisch auf eine andere Art. Es springt nehmlich einer aus dem Fahrzeuge auf seinen Kopf, und schlägt ihm einen hölzernen Pflock in das eine der Koflöcher, und sinkt dann mit ihm unter das Wasser. Bald kommt das Thier aber wieder herauf, um Luft zu schöpfen. Nun wird ihm auch in das andere Kopfloch ein Pflock geschlagen, worauf er ersticken muß.

Manche nordische Völkerschaften essen das Fleisch des Wallfisches, und machen aus seiner Haut Stiefeln und Schuhe, aus den Eingeweiden Hemden, und aus dem Schwanze Fäden zum Nähen und Stricken.

165.

Der herzhafte Alexander.

Ohne verwegen zu seyn, hatte Alexander doch viel Muth und Entschlossenheit. Besonders zeigte er dieses bey Gelegenheiten, wo etwas zu retten war. Man nannte ihn allgemein einen beherzten Knaben, und darauf that er sich etwas zu Gute. Nichts kommt mir verächtlicher vor, sprach er oft, als ein feiger Mensch.

Einmahl fuhr in der Straße, in der er wohnte, ein reicher Mann mit seiner Frau und seinen Kindern, herbey. Eines der Pferde wurde wild. Der Kutscher fiel von dem Wagen herab, und wurde von dem Pferde so stark getroffen, daß er halbtodt da lag, und davon getragen werden mußte. Die Pferde rannten nun fort.

Alle, die in der Kutsche saßen, waren voll Schrecken. Jeden Augenblick mußten sie befürchten, umgeworfen und todtgeschlagen zu werden. Sie schrieen um Hülfe, und die Kinder besonders jammerten laut.

Alexander sah dieß, und eilte zur Kutsche. Die Pferde waren zwar sehr wild, aber er faßte ein Herz, sprang zu ihnen heran, erwischte eines beym Zügel, und ließ nicht eher nach, bis die schnaubenden Thiere still standen.

Nun war alle Gefahr vorüber. Es kamen mehrere Leute herbey und halfen die Pferde halten. Die Familie war aus der augenscheinlichsten Todesgefahr gerettet, und ihr Retter war — der beherzte Alexander. Hätte er nicht den Muth gehabt, die Pferde anzugreifen, so würde die Kutsche wahrscheinlich zertrümmert, und die, die in derselben saßen, jämmerlich zugerichtet und vielleicht getödtet worden seyn.

Alexander wurde deshalb von jedermann, der von diesem Vorfalle hörte, gelobt, und die gerettete Familie konnte ihm nicht herzlich genug danken. Zum Andenken mußte er von ihr eine goldene Uhr annehmen.

In seinen ältern Jahren nützte Alexander durch seine Beherztheit vielen Menschen. Geschah jemandem Unrecht, so vertheidigte er ihn mit Entschlossenheit;

gab es Gefahr, so suchte er sie muthvoll zu entfernen, und als die Franzosen als Feinde in seine Vaterstadt einrückten, und sich manche Bedrückungen erlauben wollten, setzte er sich mit herzhaftem Sinne dagegen, und brachte dadurch die Feinde auf bessere Gedanken. Seine Vaterstadt bewies sich dankbar dafür, und ließ in dem Rathhause sein Bildniß aufhängen — eine Ehre, die nur wenigen wiederfuhr.

Wie viel Gutes können herzhafte Männer auf Erden stiften!

166.

Der Adler.

Der Adler ist ein Raubvogel, und gehört zu den größten Vögeln auf Erden. Es giebt verschiedene Arten von Adlern. Der Goldadler ist unter den Adlern der größte, und das Weibchen wiegt gegen zwanzig Pfund. Das Männchen ist leichter. Dieser Adler wird gewöhnlich der König der Vögel genannt. Man findet ihn in gebirgigen Gegenden von Europa, Asien und Afrika. Sein liebster

Aufenthalt sind hohe Felsen, auf deren Spitzen er nistet. Seine Nahrung besteht aus jungen Ziegen, Lämmern, Hasen, Gänsen u. d. m. Unter allen Vögeln fliegt er am höchsten, und erreicht ein sehr hohes Alter. So soll in Wien ein Goldadler 104 Jahre alt geworden seyn.

Der gemeine Adler wird auch Steinadler genannt, und einzeln allenthalben in gebirgigen Gegenden angetroffen. Er ist nicht so groß als der Goldadler, aber gelehriger und klüger. In der Tartarey wird er zur Jagd abgerichtet. Seine Stärke ist sehr groß. Er überfällt nicht nur Gänse und Hasen, sondern auch Schafe, Kälber und Füllen. Doch begnügt er sich auch mit Aas. Er baut sein Nest auf den Gipfeln der höchsten Bäume und richtet unter dem Wilde oft großen Schaden an.

Außerdem giebt es noch mehrere Arten Adler, die alle darin überein kommen, daß sie einen hakenförmigen Schnabel, eine gespaltene Zunge, ein außerordentlich scharfes Gesicht, und einen hohen Flug haben. Auf ihre Beute schießen sie aus der Luft schnell wie ein Pfeil herab, und das Weibchen ist größer und schöner als das Männchen.

167.

Der edle Falke.

Der edle Falke ist einer der merkwürdigsten Raubvögel. Er ist nicht größer als eine Henne oder ein Hahn. Ist er ganz weiß, so wird er zu den größten Seltenheiten gezählt.

Den edlen Falken findet man in hohen Gebirgen von Europa und Nord-Amerika. Er nistet auf den steilsten Klippen der höchsten Gebirge, und macht Jagd auf Rephühner, Fasanen, Birkhühner, Kaninchen, junge Hasen u. d. m. Sein Gesicht ist außerordentlich scharf und sein Flug sehr leicht und hoch. Er schwebt oft Stundenlang ohne zu ermüden in hohen Lüften herum, so, daß man ihn mit dem bloßen Auge kaum sehen kann.

Der edle Falke kann zur Jagd abgerichtet werden, und wird dann von großen Herren gebraucht. Man muß ihn aber jung zu dieser Kunst abrichten. Es gibt Leute, die mit Lebensgefahr auf die steilsten Felsen kriechen, um junge Fal-

ken auszunehmen. Es kostet übrigens viele Mühe, ihn zum Jagdvogel zu machen. Dann aber bekommt man auch oft hundert Thaler für ihn.

Ist der edle Falke zur Jagd gehörig abgerichtet, so wird er auf einen Platz hingetragen, wo es etwas zu jagen gibt. Man nimmt ihm nun das lederne Käppchen, womit er bedeckt ist, ab, und läßt ihn in die Höhe steigen. Sieht er ein jagdbares Thier unter sich, so stürzt er pfeilschnell herab, tödtet es, und fliegt dann auf die Hand des Jägers.

In Norwegen und Island werden die meisten jungen Falken aus ihren Nestern genommen, und der größte Theil derselben an den König von Dänemark, gegen gute Bezahlung geliefert.

168.

Heucheley.

Lieber Vater, sprach Karoline, sage mir nur, was nennt man Heucheley? Meine Tante sagte heute zum Onele: Heucheley ist mir in der Seele zuwider. Was verstand sie darunter?

Liebe Tochter, antwortete der Vater, Heucheley ist etwas sehr Böses und Verächtliches. Man nennt denjenigen einen Heuchler, der besser zu scheinen strebt, als er wirklich ist. Ich will dir dieß durch einige Beyspiele erläutern.

Der kleine Conrad wollte, daß die Aeltern mit ihm immer zufrieden seyn möchten. Um seinen Wunsch erfüllt zu sehn, durfte er nichts mehr thun, als immer gut und brav seyn. Allein Conrad suchte sehr oft auf eine andere Weise die Zufriedenheit der Aeltern zu erhalten. Er stellte sich gut, wenn er es auch wirklich nicht war. Mit seinen Geschwistern fing er oft Zank an. Wenn aber der Vater oder die Mutter sich näherten, so schwieg er schnell still, redete mit den Geschwistern freundlich, und munterte sie wohl gar zur Eintracht auf. — Er wollte das Ansehen haben, als lese er fleißig. Dieses that er aber nur, wenn seine Aeltern ihn beobachteten. Entfernten sie sich, so warf er das Buch weg, und trieb Kindereyen. — War der Vater oder die Mutter in der Nähe, so stellte er sich recht ernsthaft, und wenn seine Geschwister kindische Scherze trieben, stellte er sie zur Rede, und sagte: wie könnte ich nur so kindisch seyn! So wie aber Vater und Mutter den Rücken wandten, fing er an zu lachen, zu tändeln und

läppische Späße zu treiben. — So war Conrad — er war ein Heuchler; denn er stellte sich besser als er wirklich war.

Die Frau Fricks galt für eine fromme und gute Frau; aber sie war nichts weniger als dieß. Zwar ging sie fleißig in die Kirche, und sang und betete viel. Aber in ihrem Hause schimpfte und fluchte sie über jede Kleinigkeit, und behandelte ihre Leute höchst ungerecht. — Armen Leuten gab sie auf öffentlicher Straße bisweilen einen Kreuzer oder einen Groschen. Allein zu Hause war sie sehr karg und knauserisch, und zahlte ihren Dienstbothen den Lohn nicht ordentlich aus. — Frau Fricks schien also bloß eine fromme und gute Frau zu seyn; im Grunde aber war sie es nicht, sondern eine Heuchlerinn. Ins Gesicht sagte sie einem oft die größten Artigkeiten und hinter dem Rücken tadelte und verleumdete sie ihn.

Lieber Vater! sprach Karolinchen, das ist ein häßliches Laster, die Heucheley! Einem Heuchler kann man ja nicht trauen, und ihn nicht lieben; man muß ihn vielmehr als einen bösen, gefährlichen Menschen fliehen und verachten.

Allerdings, meine liebe Tochter! versetzte der Vater. Der Mensch sollte immer ehrlich und aufrichtig seyn, und sich nicht besser stellen, als er ist. Edle Menschen sind auch immer aufrichtig. Sey du dieß auch, meine Tochter! sey es allezeit!

O dieß will ich gewiß seyn! rief Karolinchen aus. Ich will ja ein guter, edler Mensch werden; ich will, daß andere mir trauen und mich lieben!

169.

Der Uhu.

Der Uhu, auch Schuhu genannt, ist die größte aller Eulen. Sie ist ohngefähr so groß als eine Gans, und schreyt oft: uhu! puhu! woher sie ihren Nahmen hat. An den beyden Seiten des Kopfes hat sie einen emporstehenden Federbusch, oder Federohren, was bey mehrern Arten von Eulen statt findet, die daher auch Ohreneulen genannt werden.

Der Uhu hält sich vorzüglich in waldigen Gebirgen, auf hohen Felsen, und in zertrümmerten und alten Schlössern und Thürmen auf. Er ist ein Raubvogel und macht auf Auer- Birk- und Haselhühner, auf Feldmäuse, Frösche, Schlangen, junge Hasen u. d. m. Jagd, und ist daher dem Wilde sehr gefährlich und schädlich.

Man kann den Uhu zahm machen und zur Jagd abrichten. Man stellt ihn dann auf einen kleinen Baum, und versteckt sich mit der Flinte. So wie Krähen, Raben und andere Vögel ihn sehen, nähern sie sich ihm mit lautem Geschrey, und man kann sie dann ganz bequem wegschießen.

So wie alle Eulen, hat auch der Uhu einen hakenförmigen Schnabel, bewegliche Kinnladen, einen großen Katzenähnlichen Kopf, eine gespaltene Zunge, starke, befiederte Füße, und unbewegliche, sehr empfindliche Augen. Das Tageslicht können die Eulen nicht gut vertragen; sie schlafen größtentheils des Tages, und fliegen nur in der Dämmerung und in der Nacht beym Mondschein ihrem Raube nach. Unter den Vögeln, vielleicht sogar unter allen Thieren, haben sie das schärfste Gehör.

170.

Der höfliche Gotthilf.

Gotthilf gab jedem die ihm gebührende Ehre. Besonders benahm er sich gegen seine Aeltern und Lehrer, gegen Erwachsene und Fremde sehr bescheiden

und artig. Begegnete ihm jemand, so zog er den Hut und grüßte ihn; machte er irgendwo einen Besuch, so trat er auf eine anständige Weise ins Zimmer, verbeugte sich, und sagte seinen Gruß in einem gefälligen Tone. Saß er, und es kam ein Fremder ins Zimmer, so stand er auf, hohlte einen Sessel, und bath den Fremden, sich niederzulassen. Wenn andere sprachen, fiel er ihnen nicht ins Wort, und wenn er mit einem Fremden redete, that er dieses mit entblößtem Kopfe. Begegnete er erwachsenen Personen, so wich er ihnen aus.

Man nannte ihn daher mit Recht einen höflichen Menschen, und war auch gegen ihn höflich. Jedermann war ihm gut, und Christoph erfuhr: daß Höflichkeit eine Eigenschaft sey, die den Menschen bey andern beliebt macht.

171.

Der kleine Kauz.

Der kleine Kauz gehört auch unter die Eulen. Er ist nicht viel größer als die Singdrossel, und wird in Europa allenthalben gefunden. Am liebsten hält er sich in alten verfallenen Gebäuden, auf Thürmen, in Steinbrüchen u. s. w. auf.

Der kleine Kautz nährt sich von Käfern, Mäusen, kleinen Vögeln u. d. m. Er ist besonders deshalb bemerkenswerth, weil manche einfältige Leute glauben, daß in dem Hause, auf welches sich ein Käutzchen setzt und seine Stimme hören läßt, irgend jemand sterben werde. Die Töne, die es in der Nacht hervorbringt, sind weinerlich, und klingen wie: Aehme, hähme, Ehsme! — Es versteht sich von selbst, daß jene Leute etwas glauben, was nicht wahr ist.

172.

Jähzorn.

Riekchen war ein hübsches Mädchen, und hatte manche gute Eigenschaften. Sie liebte z. B. Ordnung und Reinlichkeit, war fleißig, und erwies andern gern eine Gefälligkeit.

Schade, daß Riekchen neben diesen guten Eigenschaften auch einen sehr häßlichen Fehler besaß. Sie war außerordentlich reitzbar und empfindlich, und gerieth oft wegen einer Kleinigkeit plötzlich in einen heftigen Zorn.

Jähzorn

II. Theil. Erzählung 172.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Riekchen hatte zwey Geschwister, eine Schwester Cordelie, die viel älter war als sie, und einen Bruder Adolph. Von beyden wurde sie herzlich geliebt. Aber sie hatten viel von ihrem Jähzorne zu leiden. Denn wenn sie unwillig wurde, so schimpfte sie oft auf die zwey Geschwister, und stieß sie von sich, wenn sie sich ihr näherten. Sie vergaß dann alles Gute, das ihr Cordelie und Adolph in so vollem Maaße erwiesen, und wurde höchst ungerecht gegen sie.

Aber so geht es im Jähzorne gewöhnlich. Er verblendet den Menschen, und verhindert ihn, ruhig über das Gute nachzudenken, das er von andern erhalten hat. Der Jähzorn macht den Menschen oft selbst gegen seine besten Freunde ungerecht.

Da man, wenn man von dem Jähzorne hingerissen wird, außer Stande ist, nachzudenken, so begeht man oft große Thorheiten oder schlechte Handlungen. Wir haben Beyspiele, daß Jähzornige in ihrer Leidenschaft gute Freunde gemordet haben.

Auch Riekchen wurde von dem Zorne zu manchen Unüberlegtheiten und tadelhaften Handlungen gerissen. Einmahl spielte sie mit Adolphen. Er machte einen Spaß, ohne es damit übel zu meinen. Aber Riekchen glaubte, er wolle sich

über sie lustig machen, und nahm ihm den Spaß sehr übel. Adolph lachte darüber und sagte: Schwesterchen, du nimmst alles gleich übel auf; du Närrchen, ich habe dich ja nicht beleidigen wollen.

Ueber das Wort Närrchen wurde sie so böse, daß sie Adolphen stieß. Er verlor das Gleichgewicht, fiel vom Stuhle, und stürzte so hart an die scharfe Ecke eines Tisches, daß er betäubt da lag.

Riekchen glaubte, daß Adolph sich todt gefallen habe, und fing ein Zettergeschrey an. Die Aeltern liefen herbey, und waren bey dem Anblicke ihres da liegenden Sohnes bestürzt. Sie hoben ihn auf, und freuten sich nicht wenig, als sie noch Leben in ihm bemerkten. Nach und nach kam er wieder zu sich.

Die Aeltern untersuchten die Sache, und Riekchen gestand sogleich mit Thränen, daß sie Schuld an dem Vorfalle sey. Vater und Mutter wurden sehr unwillig auf sie. Welch' ein Unglück hättest du anrichten können! sprach der erstere. Deinen Bruder hättest du im Jähzorne um sein Leben bringen können! Wenn er nun auf der Todtenbahre gelegen wäre, und du hättest ihn todt da liegen sehen, und zu dir haben sagen müssen: ich habe dem guten Bruder das Leben geraubt; ich bin seine Mörderin! wie wäre es dir da ums Herz gewesen?

Riekchen weinte laut, und bath die Aeltern händeringend um Verzeihung. Auch Adolph bath für sie.

Der Vater that nun den Ausspruch: daß Riekchen ihren Bruder um Vergebung bitten, und vier Tage lang stehend essen sollte. Bey diesem Ausspruche des Vaters blieb es.

Dieser Vorfall wirkte auf Riekchen nicht wenig. Sie nahm sich vor dem Jähzorne eine Zeitlang sorgfältig in Acht. Aber nach einigen Wochen kam der alte Fehler wieder.

Dieser Fehler wirkte auch auf die Gesundheit der kleinen Rieke sehr nachtheilig. Der Zorn bringt nehmlich das Blut in zu starke Wallung; fast alle Theile des Körpers werden in eine Art von krampfhafter Bewegung gesetzt, und darunter leidet denn die Gesundheit außerordentlich.

Das erfuhr auch Riekchen. So oft sie sich von dem Jähzorne hatte überwältigen lassen, empfand sie eine große Mattigkeit in ihrem Körper, oft unerträgliche Kopfschmerzen, und nicht selten ein Uebelbefinden, das sie nöthigte, sich zu Bette zu legen.

Außerdem hatte der Jähzorn noch den schädlichen Einfluß auf Riekchen, daß

er ihr Gesicht sehr entstellte. Sie war ein hübsches Mädchen, und das war ihr nicht gleichgültig. Sie wäre gern noch hübscher geworden, aber im Zorne sah sie wirklich widerlich aus. Darauf wurde sie von ihren Geschwistern aufmerksam gemacht, und dieß wirkte stark auf sie. Wenn du zornig bist, sagte Cordelie, so erkennt man dich kaum. — Du siehst dann häßlich und abschreckend aus, sprach Adolph.

Das Wort häßlich machte auf Riekchen einen widerlichen Eindruck, und sie nahm sich's im Stillen vor, sich vor dem Zorne sorgfältig in Acht zu nehmen, damit er ihr Gesicht nicht entstelle. Aber es währte nicht lange, so ließ sie sich abermahls vom Jähzorne hinreißen. Da sprang Adolph in die Kammer, hohlte einen Spiegel, und hielt denselben der zornigen Schwester vor. Cordelie umfaßte sie mit der einen Hand, und mit der andern zeigte sie in den Spiegel. Besieh dich nur, sprach sie zu der Schwester; wie allerliebst siehst du jetzt aus!

Riekchen erschrak über sich selbst. Ihr ganzes Gesicht war entstellt. Sie wandte sich schnell vom Spiegel weg, und fing an zu weinen. — Wenn ich zornig werden will, sprach sie nach einigen Minuten, so erinnert mich doch daran, daß

ich mein Gesicht nicht entstellen möchte. Haltet mir, wenn ich dann nicht folgen will, den Spiegel vor, und ich werde mich in meinem Zorne mäßigen.

Das thaten die Geschwister, und Riekchen gewöhnte sich nach und nach ihr jähzorniges Wesen ab. Ihr Gesicht wurde nun nicht mehr entstellt; sie wurde nicht so oft zu thörichten und tadelhaften Handlungen verleitet; sie lebte mit andern Menschen in größerer Eintracht; sie befand sich gesünder und heitrer. Der Vater machte sie auf dieses alles aufmerksam, und bemerkte noch außerdem dabey: daß sie nun auch länger leben werde. Der Zorn, sprach er, ist einer der größten Feinde des menschlichen Lebens, und kürzt dasselbe außerordentlich ab. Der Zornige wird daher an sich selbst zum Mörder.

173.

Der Pfeffervogel.

Sollte es wirklich wahr seyn, sprach Fritz zu seinem Lehrer, daß es einen Pfeffervogel gibt?

Allerdings gibt es eine Gattung von Vögeln, die man Pfeffervögel auch Toukan zu nennen pflegt. Sie haben einen außerordentlich großer, erhabenen, leeren und an beyden Rändern wie eine Säge ausgehackten Schnabel. Von diesen Vögeln gibt es funfzehn verschiedene Arten. Sie halten sich in den warmen Gegenden Amerika's auf, und nähren sich theils vom Fleische, theils vom Pfeffer. Da ihre Federn schön sind, so dienen sie wie die Papageyenfedern zum Schmucke.

In Europa findet man in fast allen Naturalienkabinetten den eigentlichen Pfeffervogel, welcher ohngefähr die Größe einer Amsel hat, und besonders in Brasilien, das in Süd-Amerika liegt, zu Hause ist. Er hat einen großen, dicken und schwarzen Kopf. Auch Hals und Brust sind schwarz; der Rücken grün; unter dem Schwanze und an den Schenkeln ist er roth. Dieser eigentliche Pfeffervogel nährt sich vom Pfeffer, Weintrauben u. d. m., und ist so zahm, daß er, so wie bey uns die Schwalbe, unter den Häusern nistet. Er hat ein violetblaues Fleisch, das gewürzhaft schmeckt.

174.

Der Eisvogel.

Eines Tages, es war im Winter, kam Fritz zu seinem Lehrer gesprungen, und rief freudig aus: O kommen Sie nur in den Garten! Ich habe an dem Teiche ein Paar Vögel gesehen, die ich noch nie gesehen habe! Sie sehen herrlich aus!

Der Lehrer ging mit Fritzen in den Garten. Es währte nicht lange, so erblickte man einen von diesen Vögeln. Er hatte die Größe einer Lerche, einen kurzen Schwanz, einen langen schwarzen Schnabel, und kurze rothe Füße. Oben war er himmelblau, unten bräunlich gelb, mit rothen Streifen. Als ihn einige Strahlen der Sonne beschienen, glänzte und schimmerte er prächtig, und Fritz rief aus: o welch' ein schöner, herrlicher Vogel!

Der Lehrer sagte zu ihm: Das ist ein Eisvogel. Man findet ihn in Europa, Asien und Afrika. Vom October an erscheint er gewöhnlich an Bächen und Teichen, sucht Oeffnungen im Eise, und unter demselben seine Nahrung.

Diese besteht unter andern in kleinen Fischchen. Hat er sich mit solchen satt gefressen, so gibt er die Gräten in kleinen Kügelchen von sich. Sein Fleisch hat einen Fischgeschmack, der aber nicht unangenehm ist. Es gibt auch Eisvögel mit Federbüschen, die man aber in Deutschland nur selten antrifft.

Fritz verfolgte mit seinen Blicken die zwey schönen Eisvögel, aber sie flatterten bald fort, und kamen nicht wieder zum Vorschein.

175.

Die launische Emilie.

Herrlich, daß du kommst! rief Emilie ihrer Freundinn Hannchen entgegen, die sie zu besuchen kam. Sey mir herzlich willkommen!

Mit diesen Worten eilte Emilie ihrer Freundinn entgegen, drückte sie an ihr Herz, und küßte sie. Nun hohlte sie auch ihre neuen Kleider herbey, um sie Hannchen zu zeigen; sie führte sie in den Garten; sagte ihr viel Freundli-

ches, und bath, als Hannchen wieder nach Hause ging, die Freundinn mit aller Herzlichkeit, daß sie morgen wieder kommen sollte.

Hannchen versprach dieses, und kam am andern Tage wieder zu Emilien. Aber sie fand sie nicht so freundlich als gestern. Sie wurde von ihr kalt aufgenommen, und so redselig sie gestern war, so einsylbig war sie heute.

Hannchen wußte nicht, was sie von dieser schnellen Veränderung ihrer Freundinn denken sollte. Sie glaubte, Emilie befinde sich nicht wohl, und fragte sie theilnehmend, was ihr fehle?

Diese Frage, so unschuldig sie auch war, kam Emilien doch nicht gelegen. Sie wurde unwillig darüber, und sah nun noch unfreundlicher und verdrießlicher aus.

Habe ich dich durch etwas beleidigt? fragte Hannchen ihre Freundinn Emilie. Aber diese Frage brachte Emilien nur noch mehr auf. Sie brummte etwas her, was Hannchen nicht verstand, und da diese sah, daß mit Emilien heute nichts anzufangen sey, ging sie wieder nach Hause.

Den Tag darauf kam Emilie zu Hannchen. Liebe Freundinn, sagte sie, ich habe dir gestern sehr unartig begegnet. Verzeih' es mir, und habe Geduld mit

deiner Freundinn. Ich meinte es nicht übel; aber mein Gemüth war sehr verstimmt. Wodurch? das weiß ich selbst nicht. Es geschieht mir oft so. Bisweilen bin ich in der einen Stunde sehr munter und vergnügt, und in der andern schon matt, mißmuthig und verdrießlich. Jede Kleinigkeit kann mich dann mißvergnügt machen. Gewöhnlich kann ich mir selbst keine Ursache von einer solchen schnellen Veränderung angeben.

Du bist auf diese Weise launisch, sagte Hannchen, und hast einen Fehler an dir, dem, wie man sagt, besonders Mädchen und Frauen sehr unterworfen seyn sollen.

Hannchen hatte nicht Unrecht. Emilie war ein sehr launisches Mädchen. Was ihr in der einen Stunde gefiel, mißfiel ihr oft schon in der andern. Wen sie heute mit Artigkeiten überhäufte, konnte sie morgen durch ein höchst unfreundliches und unartiges Benehmen beleidigen. Bisweilen war sie munter und lustig, fast bis zur Ausgelassenheit, und auf Ein Mahl wurde sie ernsthaft und verdrießlich, ohne daß sie durch irgend etwas dazu veranlaßt worden wäre.

Ihr Vater sagte ihr mehrmahls: Du mußt auf dich aufmerksam seyn, meine Tochter, und deine Launen beherrschen; es ist eine Schande, wenn man

sich ihnen hingibt, und von ihnen beherrscht wird. Wer launisch ist, ist sehr krank und sehr zu bedauern. Er beleidigt andere; bringt sich oft um seine besten Freunde, und verbittert sich selbst sein Leben.

Dieß alles erfuhr auch Emilie, und sie versprach dem Vater, sorgfältiger als bisher auf sich zu merken, und ihre Launen so viel als möglich zu beherrschen. Sie hielt Wort, und nun war sie eines der liebenswürdigsten und besten Mädchen der Stadt.

176.

Das hochmüthige Mädchen.

Cornelions Aeltern waren von Adel und besaßen viel Reichthum. Darauf legte Cornelie einen großen Werth, und bildete sich ein, sie wäre deßhalb besser als andere Menschen. Wer nicht von Adel und nicht reich war, schien ihr keiner Aufmerksamkeit werth. Sie sah mit Geringschätzung auf sie herab, und dankte ihnen kaum, wenn sie von ihnen gegrüßt wurde.

Das fanden nun andere Menschen beleidigend und thöricht von Cornelien. Hat sie vielleicht etwas dazu beygetragen, sprachen sie, daß ihre Aeltern von Adel und reich sind? Die Thörin! sie ist ganz unschuldig daran! Und was hilft ihr der Adel und alles Geld, wenn sie nicht bescheiden, gut und edel denkt und handelt? Nur der Mensch ist achtungswerth, der geschickt und gut ist, auch wenn er dabey unadelig und arm seyn sollte.

Allgemein wurde Cornelie eine hochmüthige Närrinn genannt, und kein Mensch war ihr gewogen. Sie merkte dieß auch bald, und wurde auf die Menschen böse. Dazu hatte sie nun wahrlich keine Ursache. Denn wenn sie ihr nicht so begegneten, wie ihr hochmüthiges Herz es wünschte, so war sie selbst Schuld daran.

Noch ehe Cornelie verheirathet war, verloren ihre Aeltern durch mehrere Unglücksfälle fast ihr ganzes Vermögen, und nun wollte sich niemand finden, der Lust bezeigt hätte, Cornelien zu heirathen. Die Aeltern starben, und das hochmüthige Fräulein stand nun ganz arm und verlassen da. Nun sank ihr Hochmuth, und sie wurde außerordentlich demüthig. Da sie aber durch ihren ehemahligen Stolz so viele Menschen beleidigt hatte, so wollte sich jetzt niemand

ihrer annehmen. Sie mußte sich am Ende bequemen, als Kammerjungfer in Dienste zu treten. Still und unbemerkt lebte sie nun ihre Tage fort, und schämte sich ihres einstigen Hochmuthes.

177.

Der leckerhafte Veit.

Backwerk und Süßigkeiten liebte der kleine Veit außerordentlich. Er meinte, ein Zuckerbäcker sey der wichtigste Mann auf der Welt, und Leckereyen das Beste, was es in diesem Leben gebe.

Man nannte den kleinen Veit daher mit Recht ein Leckermäulchen. Die Mutter konnte ihm keinen größern Gefallen erweisen, als wenn sie ihm Zuckerwerk, oder eingemachtes Obst, oder sonst etwas dergleichen vorsetzte. Einfache Speisen verachtete er.

Das hatte nun mancherley Nachtheile für den kleinen Veit. Die Leckereyen, die er genoß, verdarben seine Säfte und seinen Magen. Er sah daher

blaß aus, und befand sich oft übel. Seine kleinen Nachbaren sahen dagegen ganz anders aus. Von Leckereyen wußten sie nichts, und begnügten sich mit einer einfachen Hausmannskost. Dafür blühten sie aber auch wie Rosen, und waren gesund und munter wie Rehe.

Ein andrer Nachtheil, den Veits Leckerhaftigkeit hervorbrachte, war der, daß Veit ein Näscher wurde. Er ging oft nach der Speisekammer, in welcher die Mutter Eßwaaren hielt, und wenn er hier etwas für seinen Gaumen fand, so war er unehrlich genug, sich etwas davon heimlich zu nehmen.

Einmahl war die Mutter ausgegangen, und hatte den Schlüssel von der Speisekammer vergessen. Veit nahm sogleich den Schlüssel und eilte zur Kammer, öffnete sie, und nahm eine strenge Untersuchung vor. Er fand einen Teller voll Pfirsiche. Nun konnte er sich nicht enthalten, vier davon zu nehmen. Aber eben da er sie in seine Taschen steckte, trat unvermuthet die Mutter hinzu, und erblickte mit großem Erstaunen den kleinen Dieb.

Die Mutter wurde sehr unwillig, und beutelte dem Näscher tüchtig den Schopf. Du abscheulicher Mensch', sprach sie zu ihm, ist es denn erlaubt, etwas heimlich zu nehmen? Ich habe schon oft bemerkt, daß jemand in der Speisekam-

mer nasche. Aber nie wäre ich auf den Gedanken gekommen, daß du der Dieb seyst. Ich habe die Dienstbothen in Verdacht gehabt, nun aber sehe ich, daß der eigne Sohn die Mutter bestiehlt.

Veit war außerordentlich betroffen, und stand, voll Schaam, wie ein armer Sünder da.

Aus Näschern, bemerkte die Mutter, werden oft Diebe, die den Galgen verdienen. — Von nun an hatte sie großes Mißtrauen gegen ihren Sohn, und gab auf die Schlüssel von der Speisekammer sehr Acht, damit sie nicht in seine Hände fielen.

178.

Folgen der Leckerhaftigkeit.

(Beschluß.)

Veit blieb ein leckerhafter Mensch. Auch in seinen ältern Jahren genoß er nur Delicatessen gerne. Der häufige Genuß von Süßigkeiten brachte ihn um fast alle

Kraft. Er war ein zartes, süßliches Männchen, das man nicht ohne Mitleid ansehen konnte.

Seine Aeltern starben und hinterließen ihm ein ansehnliches Vermögen. Nun erst wollte er recht angenehm und nach seinem Geschmacke leben. Er kaufte sich köstliche Weine, bezahlte eine Ananas oft mit mehrern Ducaten, ließ sich aus Straßburg Pasteten und aus Paris theure Torten kommen, und setzte den Zuckerbäcker sehr in Nahrung.

Da Veit auf eine gute Tafel große Dinge hielt, so stellte er oft große Gastereyen an. Da wurden denn lauter ausgesuchte Speisen und Getränke aufgetragen, und Wirth und Gäste schwelgten mit einander lustig fort.

Aber das alles kostete auch viel Geld, und das Vermögen, das Veit von seinen Aeltern geerbt hatte, schmolz schnell zusammen. Nach zwey Jahren war es ganz dahin. Veit machte große Schulden, und da er nicht bezahlen konnte, ließen ihn seine Gläubiger einsperren. Ein Jahr lang mußte er im Gefängnisse sitzen. Endlich nahm sich ein entfernter Anverwandter seiner an, bezahlte seine Schulden, und befreyte ihn aus dem Arreste. Auch wollte er für die Zukunft für ihn sorgen. Er gab ihm nehmlich manches zum Abschreiben, und bezahlte

ihm dafür monatlich einige Thaler. Damit konnte Veit freylich nicht viel machen. Aber es war doch unter seinen gegenwärtigen Umständen eine große Hülfe für ihn. Er lebte kümmerlich. Manchen Tag genoß er nichts anderes als trocknes Brot und Wasser. Aber wer war an seiner kümmerlichen Lage Schuld? Er selbst und seine Leckerhaftigkeit, die er nun oft mit Thränen verwünschte.

179.

Der Guckguck.

Der Guckguck ist, wenigstens dem Nahmen nach, jedermann bekannt. Er schreyt Guckguck und hat daher seinen Nahmen. In Ansehung seiner Größe gleicht er der Taube. Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen.

Es gibt Vögel, die nicht immer in einer und eben derselben Gegend sich aufhalten, sondern aus einer in die andere ziehen. Solche Vögel nennt man Zugvögel. Unter sie gehört auch der Guckguck. Zu Anfang May's kommt er gewöhnlich in Deutschland an, und zieht im September in wärmere Länder. Seine Reisen macht er in Gesellschaft.

Der Guckguck nährt sich von verschiedenen Raupen und Würmern, und ist sehr gefräßig. Da er immerfort zu thun hat, um sich sein Futter zu sammeln, so liegt vielleicht darin der Grund, daß er seine Eyer nicht selbst ausbrütet. Er sucht zur Zeit des Brütens herum, bis er das Nest eines andern kleinen Vogels findet. In dieses legt er sein Ey, und läßt es von den Besitzern des Nestes ausbrüten. Jedes Ey legt er in ein anderes Nest. Die Vögel sind ihm deshalb nicht gram, sondern freuen sich über seine Annäherung.

Vor Zeiten betrachtete man das Fleisch des Guckgucks als eine Delicatesse, und es schmeckt auch wirklich sehr gut.

183.

Der gemeine Rabe.

Der gemeine Rabe ist ein bekannter Vogel. Seine Farbe ist dunkelschwarz, und sein Geruch ungemein fein. Schon eine Stunde weit riecht er das Aas. Da er eine breite Zunge hat, so kann er auch zum Sprechen abgerichtet werden. Sa-

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Der leichtsinnige Max.

II. Theil

Erzählung 181.

chen, welche glänzen, ziehen seine Aufmerksamkeit auf sich, und er schleppt sie heimlich fort; daher rührt das Sprichwort: er stiehlt wie ein Rabe.

Der Rabe hält sich in waldigen Gegenden auf, und baut daselbst sein Nest auf die höchsten Bäume. Er nährt sich vom Fleische, vom frischen sowohl als vom Aase. Junge Hasen, Gänse und Hühner sind vor ihm nicht sicher. Auch Obst läßt er sich schmecken.

Die Flügelfedern des Raben gebraucht man zum Schreiben und Zeichnen, und sie werden stark gesucht und gut bezahlt.

181.

Der leichtsinnige Max.

Max hatte den Fehler, daß er nie darüber nachdachte, was er thun wolle. Er handelte, wie es ihm einfiel, und verachtete den Rath, den ihm andere gaben. Ohne Ueberlegung redete und handelte er. Oft that er etwas, wovon er voraus

sehen konnte, daß es schädliche Folgen für ihn nach sich ziehen würde. Dessen ungeachtet that er es. Max war mit einem Worte ein leichtsinniger Knabe.

Durch seinen Leichtsinn richtete Max viel Unheil an. Er kränkte andere durch seine unüberlegten Urtheile und Reden. Er zerschlug aus Leichtfertigkeit manches Gefäß, und hätte ein Paar Mahl beynahe eine Feuersbrunst veranlaßt.

Aeltern und Lehrer waren mit dem leichtsinnigen Knaben unzufrieden, und bathen ihn, gesetzter und verständiger zu werden. Aber ihre Bitten und Ermahnungen fruchteten nichts. Endlich mußte er für seinen Leichtsinn hart genug büßen. Max ging nehmlich mit seinen Geschwistern eines Tages auf einen nahen Hügel, um dort Blumen zu suchen. Es war ein schlüpfriger Weg, und man mußte sich in Acht nehmen, um nicht zu fallen. Sein kleinerer Bruder sah ein Paar Schmetterlinge und lief ihnen nach, um sie mit dem Hute zu fangen. Max dagegen blieb bey den Mädchen, und trieb kindische Späße. Er sprang in die Höh' und in die Weite, hüpfte mit einem Fuße herum, und wollte sogar einen Purzelbaum setzen. Die Schwestern bathen ihn, nicht leichtsinnig zu seyn, weil er leicht fallen und Schaden nehmen könnte. Aber Max achtete nicht auf sie. Gerade auf einer sehr schlüpfrigen und abschüssigen Stelle fing der unbesonn

Knabe an, auf Einem Fuße herumzuhüpfen. Was die Schwestern vorausgesagt hatten, geschah. Er fiel, und rollte den Hügel hinunter. Zum Unglück stieß er mit seinem Kopfe an einen Stein, und schlug sich das rechte Aug' aus.

Die Schwestern waren außer sich vor Schrecken, und liefen nach Hause, um ihren Aeltern das Unglück zu melden. Bestürzt liefen diese nach dem Hügel, und fanden Maxen in einem traurigen Zustande. Halb todt ward er nach Hause getragen. Mehrere Aerzte wurden herbey gerufen. Sie retteten ihm wohl das Leben; aber das rechte Auge war unwiederbringlich verloren.

Das war ein harter Schlag für Max. Er ging nun in sich, und legte seinen Leichtsinn ab. Allein das Auge war für immer dahin. —

182.

Lernbegierde.

Eduard und Heinrich waren zwey Brüder. Aber Eduard hatte viele Vorzüge vor Heinrichen. Er war fleißiger, gefälliger, folgsamer und geschickter. Besonders besaß er viel Lernbegierde, die dem Heinrich fast ganz fehlte.

Ging der Vater mit seinen zwey Söhnen spazieren, so war Eduard auf alles aufmerksam, was ihnen aufstieß. Er besah es näher, und ließ sich von dem Vater darüber belehren. Dagegen achtete Heinrich auf fast gar nichts, sondern schlenderte seinen Weg gedankenlos fort.

Besuchten den Vater gute Freunde, so war Eduard sehr vergnügt, wenn er die Erlaubniß erhielt, im Zimmer zu bleiben, und zuzuhören, was gesprochen wurde. Er lernte aus den geführten Gesprächen sehr viel. Heinrich hingegen hatte die größte Langeweile, wenn er in der Stube bleiben mußte; was man sprach, darauf merkte er nicht, sondern trieb entweder Kindereyen oder er schlief gähnend ein.

War die Stunde da, wo in die Schule gegangen wurde, so war Eduard munter und froh. Heinrich aber ärgerte sich, daß er nun wieder zur Schule gehen müsse. Das sey für ihn, sagte er oft, ein abscheuliches Gefängniß.

In der Schule war Eduard aufmerksam, und voll Freude, wenn er etwas Neues lernte. Sein Bruder dagegen fand an dem Lernen nicht den geringsten Gefallen. Es sey bloß darum erfunden, sprach er, um ehrliche Leute zu quälen.

Zu Hause las Eduard gern in nützlichen Büchern, und schrieb sich aus den

selben vieles ab. Darüber lachte ihn Heinrich sehr oft aus. Du bist ein Bücher-narr! sagte er bisweilen. Ich bin froh, wenn die Schule aus ist, und ich meine Bücher wegwerfen kann, und du leibst und lebst in Büchern!

Da nun Eduard so große Lust zum Lernen hatte, so erwarb er sich auch eine Menge nützlicher Kenntnisse, und wurde ein sehr geschickter Mann. Als er erwachsen war, wurde ihm ein Amt nach dem andern anvertraut, und er wurde ein angesehener und allgemein geehrter und geliebter Mann, der auf Erden viel Gutes stiftete.

Heinrich dagegen hatte ein ganz anderes Loos. Da es ihm ganz an Lern-begierde fehlte, so blieb er auch sehr unwissend und ungebildet. Nirgends wurde er geachtet, und gerieth in große Noth. Er wäre ein ganz unglücklicher Mensch gewesen, wenn sich nicht sein Bruder seiner angenommen hätte, in dessen Hause er die Aufsicht über die Dienstbothen übernahm.

183.

Der Pirol.

Unter die schönsten Vögel, die man in Europa und insbesondere auch in Deutschland findet, gehört der Pirol. Auch in Asien hält er sich auf. Der größte Theil seines Körpers ist goldgelb, die Flügel und der Schwanz aber sind schwarz.

Der Pirol gehört auch unter die Zugvögel. Er erscheint in Deutschland im Monathe May, und zieht schon im August wieder fort. Er ist sehr schüchtern und scheu, und hält sich daher gewöhnlich nur in dichtbelaubten Bäumen auf. Oft schreyt er pûloh! pûloh! Seine Nahrung besteht in Insecten, Insectenеyern, Raupen und Fröschen.

Der Pirol baut sich ein Nest, das die Gestalt eines Beutels hat, und hängt es frey hin an einen Strauch oder Baum. Die Jungen desselben miauen wie Katzen.

Eine Lieblingsnahrung der Pirole sind Kirschen. Haben sie sich mit diesem Obste eine Zeitlang genährt, so sind sie gewöhnlich sehr fett, und ihr Fleisch ist dann recht schmackhaft.

184.

Der Bienenfresser.

Der Bienenfresser ist auch ein Zugvogel. Im Frühjahre sieht man ihn bisweilen auch in Deutschland. Sein Rücken ist rothbraun, der Bauch und Schwanz grünlichblau, die Kehle gelb. Im Deutschen heißt er deßhalb Bienenfresser, weil er sich unter andern auch von Bienen nährt. Uebrigens frißt er auch Mücken, Heuschrecken und andere Insecten.

Der Bienenfresser baut sein Nest in der Nähe vom Wasser in tiefen Erdhöhlen. Man fängt ihn auf eine ganz eigene Art. Es werden nehmlich an Angeln Heuschrecken befestigt. Verschluckt er diese, so ist er, gleich einem Fische, gefangen. Sein Fleisch wird als sehr schmackhaft gerühmt.

185.

Der Wiedehopf.

An Größe gleicht der Wiedehopf einer Singdrossel. Er ist schon an dem hohen Federbusche kenntlich, der auf seinem Kopfe sich befindet, und den er aufrichten und niederlegen kann, je nachdem es ihm gefällt.

Der Wiedehopf hat viel Possierliches. Er läuft schnell und ruckweise vorwärts, und macht dabey immerfort Verbeugungen, stößt mit dem Schnabel auf die Erde, und schreyt häufig Hophophop!

Er ist ein Zugvogel; kommt in Deutschland gewöhnlich erst zu Ende Aprils oder Anfang May's an, und zieht schon im August wieder ab. Seine Nahrung sind Aas, Maykäfer und Regenwürmer. Seine Eyer legt er in hohle Bäume auf die bloße Baumerde. Er ist unreinlich, und läßt seinen und der Jungen Unrath in dem Neste liegen; daher ist die Fabel entstanden, daß er sein Nest aus Menschenkoth baue. Dabey stinkt er so häßlich wie ein Aas. Dessen ungeachtet wird er in Italien gegessen.

186.

Lügenhaftigkeit.

Die kleine Brigitte hatte sich den häßlichen Fehler des Lügens angewöhnt. Daran war zum Theil eine Dienstmagd ihrer Aeltern Schuld. Diese verführte Brigitten zu Näschereyen, und sagte ihr, wenn die Aeltern sie fragten, ob sie genascht habe, so sollte sie immer Nein antworten, und das Geschehene standhaft läugnen.

Auf diese Weise wurde Brigitte zur Lügnerinn. Hatte sie etwas zerbrochen, so gestand sie dieses nicht, sondern sagte oft, eine Katze oder ein Hund habe es umgestoßen. Verboth ihr die Mutter, dieses oder jenes Mädchen zu besuchen, so ging sie doch öfters hin, und versicherte dann, sie sey bey einem andern Mädchen gewesen.

Doch dieß dauerte nicht lange. Ihre Aeltern kamen bald hinter den Betrug, und betrübten sich sehr, eine Tochter zu haben, die nicht die Wahrheit, sondern die Unwahrheit liebte.

Meine Tochter, sprach einmahl der Vater zu ihr, ich möchte mich so gern über dich freuen; aber dieß ist unmöglich. Dein Herz ist sehr, sehr verdorben. Du bist eine Lügnerin! Gott! wie weit ist es mit dir gekommen! Der gute Mensch liebt die Wahrheit über alles; nur der schlechte kann lügen. Eine Lügnerinn kann kein Mensch achten; auch kann niemand Vertrauen zu ihr haben. Meine Tochter, ich betrübe mich, so oft ich dich ansehe.

Diese Worte erschütterten Brigitten. Sie fing an zu weinen. Lieber Vater, sprach sie, ich gestehe, daß ich bisher oft die Unwahrheit geredet habe; aber ich verspreche es Ihnen, daß dieses nicht wieder geschehen soll!

Gib mir deine Hand darauf, Brigitte! versetzte der Vater. O wie froh werde ich seyn, wenn ich bemerke, daß du immer nur die Wahrheit r[illegible]i; dann sollst du meine theure, geliebte Tochter seyn!

Brigitte reichte dem Vater die Hand, küßte sie und wiederhohlte unter Thränen ihr Versprechen. Sie hielt dasselbe auch, und nahm sich von nun an vor Unwahrheiten wie vor einer ansteckenden Krankheit in Acht.

Welch' ein ganz andres Mädchen war jetzt Brigitte! Sie kam sich selbst achtungswerther vor. Ihre Aeltern schenkten ihr immer mehr Zutrauen; darüber

freute sie sich aufs innigste; auch liebten sie sie weit herzlicher als sonst; das vermehrte ihre Freude, und sie fühlte sich jetzt erst recht glücklich. Oft sagte sie: ich bin sonst eine Thörin gewesen, daß ich mich durch Lügenhaftigkeit der schönsten Lebensfreuden selbst beraubt habe.

187.

Der Paradiesvogel.

Es gibt mehrere Arten Paradiesvögel, deren Federn schön gefärbt sind. Von diesen Vögeln, die sich in Asien aufhalten, hatte man in ältern Zeiten viel Fabelhaftes erzählt. Unter andern behauptete man, daß sie aus dem Paradiese kämen, keine Füße hätten, und beständig in der Luft schwebten; daß das Weibchen seine Eyer auf den Rücken des Männchens lege, und dort ausbrüte u. d. m.

Der große Paradiesvogel, der heerdenweise herum schwärmt und sich von großen Schmetterlingen nährt, ist ohngefähr so groß als ein Staar; allein da er viele und lange Federn hat, so sieht er im Fluge so groß als eine Taube aus. Er ist ein sehr schöner Vogel.

Der kleine Paradiesvogel gleicht in Ansehung der Größe einer Lerche. Unten ist er purpurroth und weißlich, auf der Brust mit einer goldgrünen Ringlinie umgeben.

188.

Der Kolibri.

Die Kolibri sind unter den Vögeln die kleinsten. Sie haben schöne und glänzende Farben; daher werden sie auch in Amerika, wo sie wohnen, von den Frauenzimmern als Ohrgehänge getragen.

Diese kleinen, allerliebsten Vögel nähren sich größtentheils von dem Honigsafte der Blumen. Um ihn zu erhalten, kriechen sie bisweilen in die Blumenkelche so tief hinein, daß man sie fangen kann. Sie fliegen so schnell, daß man sie oft nicht sehen kann, und summen wie Bienen. Stört man sie, so flattern sie bisweilen dem Menschen ins Gesicht. Oft liefern sie unter einander um den Besitz einer Blume Schlachten, und kommen bisweilen auch in die menschlichen Woh-

nungen geflogen. Ihre Nestchen sind künstlich gebaut, und werden von ihnen an Aeste frey in die Luft gehängt. Da man sie aber nicht leicht auffinden kann, so werden sie in Naturalienkabinetten noch höher geschätzt als die Vögel selbst.

Der kleinste Kolibri oder der Fliegenkolibri ist außerordentlich winzig; sein Nest ist nicht größer als eine Schale von einer Wallnuß, und seine Eyer gleichen an Größe den Erbsen.

189.

Mäßigkeit und Unmäßigkeit.

Aloys und Anton waren zu einer Hochzeit gebethen. Das soll eine Lust geben! rief Aloysius aus, und hüpfte in die Höh'. Da soll brav gegessen und getrunken werden! Nicht wahr, Anton?

Zu essen und zu trinken wird es bey der Hochzeit gewiß genug geben, versetzte Anton. Aber ich sehe nicht ein, warum du dich darauf gar so sehr freust? Zu Hause bekommen wir so viel zu essen und zu trinken als uns nöthig ist. —

Aber bey einer Hochzeit — rief Aloys aus — muß man des Guten nicht zu wenig thun; da muß man mehr essen und mehr trinken als zu Hause.

Ich bitte dich, Bruder, sprach Anton, vergiß dich heute nicht wieder — iß und trink nicht zu viel. Es läßt gar zu übel, wenn man unmäßig ist. Auch bringt man sich dadurch leicht um seine Gesundheit.

Anton kannte seinen Bruder genau, und darum gab er ihm diese Lehre. Aloys liebte das Essen über alles, und schien zu glauben, als sey der Mensch bloß darum da, um zu essen und zu trinken. Schmeckte ihm etwas, so wußte er sich in dem Genusse desselben nicht zu mäßigen, sondern genoß davon oft zu viel. Die Folge davon war, daß er sich seinen Magen verdarb, krank wurde, und sich seiner Unmäßigkeit wegen von andern verachtet sah.

Dagegen war Anton ein mäßiger Knabe. Er machte sich aus Essen und Trinken eben nicht viel, und da er gehört hatte, man müsse immer nur so viel essen, daß man noch etwas Appetit übrig behielte, so mäßigte er sich sehr in seinen Genüssen. Dafür war er auch munter, gesund und wegen seiner Mäßigkeit von allen geschätzt, die ihn kannten.

Bey dem Hochzeitschmause ging es recht lustig zu. Aloys vergaß sich wie-

der, und fiel in seinen alten Fehler. Er aß und trank zu viel, und bekam einen Rausch. Im Rausche schwatzte er allerhand Albernheiten. Die Gäste bemerkten es, und machten sich über ihn lustig. — Die Aeltern des unmäßigen Aloys geriethen in Verlegenheiten. Der Vater ging hinaus, und rief den Sohn aus dem Zimmer. Aloys, sagte er zu ihm, du gehst jetzt gleich nach Hause.

Nun fing Aloys an zu weinen, und wollte durchaus in dem Hochzeitshause bleiben, um den Tanz mit anzusehen.

Der Tanz geht erst nach einigen Stunden an, sprach der Vater. Bis dahin gehe nach Hause, lege dich nieder, und schlafe deinen Rausch aus.

Aloys mußte gehorchen. Er wackelte nach Hause. Auf dem Wege dahin wurde er von den Gassenjungen wegen seines taumelnden Ganges ausgelacht. Er mußte über einen Bach. Auf dem Stege, der über denselben führte, verlor er das Gleichgewicht, und fiel ins Wasser. Er wäre ertrunken, wenn nicht Leute in der Nähe gewesen wären, die ihn retteten. Ganz durchnäßt wurde er in seine Wohnung getragen. Hier erbrach er sich — denn er hatte zu viel gegessen. Man legte ihn ins Bett. Er fühlte sich sehr übel, sah ganz blaß aus und fiel in einen tiefen und langen Schlaf.

Unterdeß war Anton gesund und munter, und sah nicht nur dem Tanzen zu, sondern tanzte auch selbst mit.

Den Tag darauf befand sich Aloys etwas besser. Die Aeltern verwiesen ihm seine gestrige Unmäßigkeit, und sagten ihm: daß sie sich seiner schämen müßten. — Wurden sie späterhin zu Gaste geladen, so nahmen sie den unmäßigen Aloys fast niemahls mit, und so mußte er für seine Unmäßigkeit auf verschiedene Weise büßen.

190.

Die Eidergans.

Ein bemerkenswerther Vogel ist die Eidergans oder der Eidervogel. Man findet die Eidergans in den nördlichen Ländern von Europa, Asien und Amerika. In Deutschland ist sie im Winter bisweilen auch sichtbar. Sie ist etwas kleiner als die zahme Gans. Ihre Nahrung besteht in Muscheln, Schnecken, Insekten, Fischen und Seegräsern. Um dieß alles zu erhaschen, taucht sie sich oft zehn bis

zwölf Klaftern unter das Wasser. Sie lebt in Gesellschaft und hat eine sehr friedliche Natur.

Vom Frühjahr bis zum Herbste leben die Eidergänse an den Küsten, im Winter aber ziehen sie auf der weiten See herum. Ihre Eyer werden von den nördlichen Völkern in der Hauswirthschaft so verbraucht, als bey uns die Hühnereyer. Noch mehr Werth aber haben ihre Federn. Diese sind außerordentlich fein, und unter dem Nahmen der Eiderdunen bekannt.

Da die Eidergans so nützlich ist, so ist es in manchen Ländern bey grosser Strafe verbothen, eine zu tödten.

191.

Der bestrafte Näscher.

Hänschen war nach allem lüstern, was ihm wohlschmeckte. Er suchte etwas davon zu bekommen, und ging dieß nicht auf rechtem Wege, so erlaubte er sich auch tadelhafte Mittel, es zu erhalten. — Er naschte oft.

Setzte seine Mutter Kirschen, Birnen, Pflaumen oder Aepfel hin, und gab nicht darauf Acht, so schlich sich Hänschen oft hinzu, und entwendete einiges davon. Auch der Speisekammer machte er häufig Besuch, und naschte daraus mancherley.

Einmahl aber wurde Hänschen für seine Naschhaftigkeit sehr bestraft. Seine Mutter hatte ein Glas voll Fliegenwasser gekauft, um dadurch die vielen Fliegen zu tödten, die in ihrem Zimmer waren. Dieses Fliegenwasser wird aus giftigen Schwämmen bereitet, und sein Genuß ist gefährlich.

Die Mutter setzte das Glas mit dem Fliegenwasser auf den Tisch hin, und ging in die Küche, um etwas zu hohlen. Sogleich schlich Hänschen sich zum Tische, und naschte von dem Fliegenwasser. Er trank ziemlich viel davon, und eilte darauf in ein anderes Zimmer.

Als die Mutter aus der Küche zurückkehrte, und sah, daß das Glas nicht voll sey, erschrak sie, und rief ihren kleinen Sohn zu sich. Hast du etwa von dem Fliegenwasser getrunken? fragte sie ihn. Du unglückliches Kind! es ist ja Gift! —

Bey dem Worte Gift gerieth Hänschen in die größte Bestürzung, gestand,

daß er von dem Wasser getrunken habe, und fing an zu jammern: o Gott! o Gott! ich habe Gift getrunken! ich muß nun sterben!

Unglückliches Kind! rief die Mutter aus, sieh, das kommt aus dem Naschen oft heraus!

Es wurde gleich nach einem Arzte geschickt. Bis er kam, fing das Fliegenwasser bey Hänschen an zu wirken. Es wurde ihm außerordentlich übel, und er erbrach sich stark.

Der Arzt verordnete sogleich Arzneyen, welche gut wirkten. Hänschen kam mit dem Leben davon, aber ein Paar Wochen lang lag er krank im Bette.

Von dieser Zeit an nahm er sich vor dem Naschen mehr in Acht.

192.

Der Pelikan.

Der Pelikan, welcher auch Kropfgans und Beutelgans genannt wird, gehört zu den merkwürdigsten Vögeln. Unter den Schwimmvögeln ist er der

größte, und noch Ein Mahl so dick als ein Schwan. In Deutschland sieht man ihn größtentheils nur in Thiergärten oder bey Thierführern. Selten trifft man ihn hie und da an der Donau an. In Asien aber findet man ihn in großer Menge.

Unter den Kinnladen hat der Pelikan einen häutigen Sack, der so groß ist, daß man damit einen Menschenkopf überziehen kann. Im Sommer hat er ein weißes Gefieder. Mit jenem Sacke oder Kropfe fangen die Pelikane Fische oder bewahren sie in demselben auf. Auch tragen sie darin ihren Jungen das Futter herbey, und diese fressen es aus dem Kropfe wie aus einer Schüssel. Da hiebey oft Blut von den gefressenen Fischen sichtbar ist, so ist daraus die Fabel entstanden, daß der Pelikan sich selbst die Brust aufritze, und mit dem daraus fließenden Blute seine Jungen nähre.

Der Pelikan ist in mehreren Rücksichten nützlich. Sein Fleisch ist eßbar; sein Kropf wird zu Beuteln benutzt; die feinen Federn kann man auch brauchen; seine Haut mit den Federn trägt man als Pelzwerk, und in Ostindien wird er gezähmt und zum Fischfange abgerichtet.

Kindliche Liebe.

II. Theil.

Erzählung 193.

193.

Kindliche Liebe.

Herr Hill war ein Bildhauer. Er hatte eine treffliche Frau und drey gutgeartete, liebenswürdige Kinder. Diese hießen Theophron, Euphrosine und Eulalia, und zeichneten sich durch ihre große Liebe zu ihren Aeltern aus.

Schon längst hatten die guten Kinder gewünscht, der Mutter eine Freude zu machen, und ihr einen Beweis von kindlicher Liebe zu geben. Der Vater erfuhr das, und wollte ihnen behülflich seyn, ihre lobenswerthe Absicht auszuführen.

Herr Hill arbeitete aus diesem Grunde an einer schönen Büste seiner Frau in Marmor. Er that dieses heimlich, um sie zu überraschen. Im Junius feyerte die Gattinn ihren Geburtstag, und an diesem Tage wollte er sie mit ihren Kindern erfreuen.

Die Büste wurde bis zum Junius fertig. In dem kleinen Garten, der an das Hillsche Haus stieß, und in welchem sich Frau Hill gerne und oft befand, wurde ein Fußgestelle errichtet, und die Büste derselben darauf gestellt.

Die Kinder pflückten nun Rosen in ein Körbchen und wanden eine lange Guirlande aus denselben. Theophron und Eulalia stiegen auf die Erhöhung, auf welcher die Büste der geliebten Mutter stand, Euphrosine aber blieb unten stehen und reichte dem Bruder das Körbchen hin, in welchem sich die Rosenguirlande befand. Nun wurde von den zwey andern Geschwistern die Büste mit Rosen bekränzt.

Als die Kinder mit dieser Arbeit fertig waren, wurde die Mutter von dem Vater in den Garten gebracht. Sie war angenehm überrascht, als sie ihre bekränzte Büste erblickte, vor welcher ihre Kinder knieten. Als diese bemerkten, daß die Mutter in der Nähe sey, standen sie auf, gingen ihr entgegen, und sagten ihr einige herzliche Worte.

Die Mutter war bis zu Thränen gerührt, und drückte die Kinder an ihr Herz. Habt Dank für eure Liebe, sprach sie zu ihnen. Und du, liebe Mutter, versetzten die Kinder, habe Dank für das viele Gute, das du uns erweisest.

Dieser Tag war für die ganze Familie ein freudenvoller Tag.

194.

Der Ibis.

Der Ibis ist einer der wohlthätigsten Vögel. Er ist ohngefähr so groß als ein Storch, und hielt sich sonst besonders in Egypten, in Afrika, auf. Sonst war Egypten mehr als jetzt mit Wasserkanälen durchgraben und dadurch stärker bewässert. Es hielten sich daher dort viele Schlangen und schädliche Insekten auf. Diese half er vertilgen, indem er sie aufsuchte und verzehrte. Die Egypter hielten daher auf den Ibis große Dinge, glaubten, daß er unsterblich sey und erwiesen ihm göttliche Ehre.

195.

Der Rohrdommel.

Der Rohrdommel, auch Wasserochs und Iprump genannt, hält sich in Europa, Asien und Amerika auf, und ist so groß wie eine Henne. In Deutschland wird er allenthalben an Seen, Flüssen und Teichen gefunden, die mit Schilf bewachsen sind.

Der Rohrdommel zeichnet sich durch sein Geschrey aus, das er zu Zeiten, besonders bey Veränderung des Wetters, hervorbringt. Es klingt wie I — prumk! Huhu! und man kann es oft eine halbe Meile weit hören.

Dieser Vogel nährt sich von Fischen, Muscheln, Wassermäusen u. d. m. Sein Nest baut er ins Schilf, und sein Fleisch ist eßbar. Man kann ihn zähmen und dann in den Gärten zum Wegfangen der Insekten und Amphibien halten. Da er wild und böse ist, so dürfen kleine Kinder sich ihm nicht nähern.

196.

Der neidische Caspar.

Wenn Caspar sah, daß andere Kinder etwas besaßen, was er nicht hatte, so machte ihm das Mißvergnügen. Statt daß er sich über das Wohlseyn anderer hätte freuen sollen, empfand er vielmehr Unmuth darüber. Bekamen seine Geschwister ein Geschenk, so gönnte er es ihnen nicht.

Caspar war auf diese Weise ein neidischer Mensch. Einmahl hatte sein Bruder Franz zwey Blumenstöcke geschenkt bekommen, die Caspar auch gewünscht hatte. Er beneidete Franzen um den Besitz dieser Blumenstöcke im Herzen, und wünschte, daß sie lieber der vorige Besitzer behalten hätte. Das war nun recht schlecht gedacht von Casparn.

Der Neid reißt den Menschen oft zu tadelhaften Handlungen hin. So ging es auch Casparn. Er besuchte Franzens Blumenbeet, und sprang auf demselben muthwillig herum, so lange bis er jene zwey Blumenstöcke zusammentrat, die

Franz zum Geschenk bekommen hatte. Das schmerzte diesen sehr, und er weinte bitterlich über seinen Verlust. Doch war er zu gutmüthig, als daß er den boshaften Caspar deßhalb bey den Aeltern verklagt hätte.

Zu solchen schlechten Streichen wurde Caspar von dem Neide öfters verleitet. Er schadete sich aber dadurch selbst am meisten. Bey seiner neidischen Gemüthsart konnte er sich nie recht freuen. Fast jede Stunde hatte er Veranlassung, über das Wohlbefinden anderer mißmuthig zu werden. Andere Menschen waren ihm, seiner Mißgunst wegen, gram, und wollten mit ihm nichts zu schaffen haben. Denn der Neid beraubt uns immer der Achtung und der Liebe unsrer Nebenmenschen.

197.

Wilhelm.

Wilhelm sah gerne in die Sonne. Oft sprach er zu seinen Cameraden: wer kann länger in die Sonne sehen? Und nun strengte er sich an, um nur recht lange hineinsehen zu können. Auch las er gerne im Sonnenscheine.

Ein guter Freund von seinem Vater bemerkte dieß, und warnte ihn davor. Man muß, sprach dieser brave Mann, nie aus einem Buche oder Papiere lesen, das von der Sonne beschienen wird. Noch viel weniger darf man in die Sonne blicken. Denn dadurch kann man sich leicht den grauen Staar zuziehen und blind werden.

Darauf achtete aber Wilhelm nicht. Doch wie sehr mußte er dafür büßen! Seine Augen wurden immer schwächer. Er fing an, darin eine große Hitze zu spüren, und endlich wurde er ganz blind.

198.

Der kleine Necker.

Adam fand sein Vergnügen darin, Thiere zu necken. Ging er bey Pferden vorbey, so zupfte er sie gerne. Sah er Puterhühner, so pfiff er, und lachte, wenn sie darüber zornig wurden und zu kollern anfingen. Katzen und Hunde zupfte er am Schwanze und Kühe bey ihren Hörnern.

Man hatte ihn oft ermahnt, nicht so leichtsinnig zu seyn, und die Thiere in Ruhe zu lassen. Aber Adam trieb seinen Muthwillen immerfort, bis er endlich tüchtig dafür bestraft wurde.

Er ging eines Tages aus der Schule nach Hause, und kam bey einem grossen Bullenbeißer vorbey. Diesen faßte er beym Ohr' und zupfte ihn. Das Thier aber, das eben nicht aufgelegt war, mit sich spaßen zu lassen, schnappte wild nach Adams rechter Hand, und biß ihm drey Finger beynahe ganz weg. Sie mußten weggeschnitten werden, um nicht in Brand zu gerathen.

Das kam aus Adams Neckereyen heraus.

199.

Der weiße Storch.

Der weiße Storch ist in Europa, Asien und Afrika zu Hause, und auch dadurch kenntlich, daß sein Schnabel, seine Füße und Haut blutroth, das übrige Gefieder aber schön weiß ist. Er klappert stark mit dem Schnabel, und drückt da-

durch Zorn, Furcht und Zärtlichkeit aus. Auch er ist ein Zugvogel, der im September Deutschland verläßt, und im April wiederkommt. Sein Nest baut er gewöhnlich in den Dörfern auf hohe Dächer.

Der weiße Storch nährt sich von Fröschen, Eidechsen, Insekten, Schlangen, Maulwürfen, Feldmäusen u. d. m. Auch findet man oft in seinem Magen eine Menge Bienen und kleine Fische. Abergläubische Leute meinen, daß jenes Haus, auf welchem sich ein Storchnest befindet, vor aller Feuersgefahr gesichert sey.

200.

Gefährlichkeit der Blumenausdünstungen.

Julie von Blondheim befand sich auf einer Reise. Der Wagen, auf dem sie fuhr, zerbrach in einem Dorfe beym Eintritte der Nacht, und sie mußte sich bequemen, in diesem Dorfe zu übernachten. Da es in demselben keinen Gasthof gab, so ging sie zum Dorfrichter und bath ihn um Quartier.

Von dem Dorfrichter wurde sie freundlich aufgenommen, und in eine Kammer geführt, die fast ganz mit Blumenstöcken besetzt war. Wenn Sie mit dieser Kammer vorlieb nehmen wollen, sprach der Richter, so steht sie zu Diensten.

Julie von Blondheim war damit wohl zufrieden. Ich bin ohnehin eine große Blumenfreundin, sagte sie, und die Kammer ist mir daher, um der Blumen willen, um so willkommener.

Sogleich wurde in dieser Kammer ein Bett bereitet. Julie, die von der Reise ermattet war, legte sich sogleich nieder und versank in einen tiefen Schlaf. Des Morgens wollte sie die Richterin wecken; aber wie erschrak sie! Julie war todt. Aus der nächsten Stadt ward schnell ein Arzt gehohlt. Aber er konnte nicht helfen. Er erklärte: daß die Ausdünstungen der Blumen in der Nacht giftig wären, und daß Julie durch sie getödtet worden sey.